Altdeutscher

Bilder-Saal.

Das Wichtigste

aus der deutschen Geschichte

von der

ältesten Zeit bis auf Karl den Großen.

Von

Dr. Josef Bader,

am großherzoglich badischen General-Landes-Archiv.

Karlsruhe,

Verlag von Franz Nöldeke.

1844.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort	
Herkunft, Sitten, Verfassung	1
Kämpfe gegen die Römer	3
Befreiung vom römischen Joch	21
Neue Versuche der Römer	31
Armin und Marbod	38
Innere Zwietracht	47
Einfälle in's römische Reich	52
Die Völkerwanderung	56
Gründung der neuen Reiche	62
Die fränkische Monarchie	69
Einführung des Christenthums	73
Das erste Klosterwesen	81
Karl der Große	89
Unterwerfung der Longobarden	95
Krieg wider die Sachsen	98
Sturz der Agilolfinger	101
Krieg gegen die Avaren und Normannen	109
Karls Gesetze und Einrichtungen	112
Karls Privatleben	114
Die damalige Verfassung	120
Die herrschenden Gesetze	126
Kirchliche Verfassung	134
Uebersichtliche Wiederholung	139
	143

Vorwort.

Der altdeutsche Bildersaal ist ein Buch für das große Publikum, es kam also dabei mehr auf eine faßliche und angenehme Darstellung des bereits bekannten Stoffes, als auf eine neue Forschung und Beleuchtung an. Aus gleichem Grunde sind viele noch immer zweifelhafte Gegenstände übergangen, oder nur oberflächlich berührt worden. Man hat sich an die Hauptsache gehalten, und diese von aller gelehrten Bekleidung möglichst frei zu halten gesucht. Die Ansicht aber, wornach unsere Altvordern hier geschildert werden, ist großentheils aus einer Vergleichung ihres Wesens mit dem Charakter, den Sitten, Verfassungs- und Lebensverhältnissen der Deutschen im Mittelalter und in der neueren Zeit hervorgegangen, wobei sich denn herausgestellt hat, daß wir, trotz der langen Zeit und der vielfachen Veränderungen im Grunde geblieben sind, wie wir immer gewesen. Unsere Tugenden bleiben anerkannt und haben uns in geistiger und moralischer Beziehung eine Stellung unter

den übrigen Völkern verschafft, welche einzig zu nennen ist; sonst aber vereitelten unsere uralten Nationalfehler die Erlangung einer Größe, wie sie unserer geographischen Lage, unserer zahlreichen und kräftigen Bevölkerung, unserem ursprünglich freien Verfassungswesen und unserer gründlichen Bildung entsprochen hätte. Dieses Alles die Nation besser kennen zu lehren und ihr vornehmlich jene Fehler stets mahnend und warnend in's Gedächtniß zu rufen — das muß die Aufgabe unserer Volksgeschichten seyn, und in solchem Sinne sind auch die gegenwärtigen Blätter geschrieben worden.

Mögen sie eine günstige Aufnahme finden, mögen sie dem Interesse entsprechen, welches sich in neuerer Zeit für die nationale Sache unter uns kund gegeben! Wir erkennen keine höhere Pflicht des deutschen Schriftstellers, als an der Verbreitung und Hebung des Nationalsinnes zu arbeiten, und halten es schon für ein Verdienst, auch nur das Wenige, was in unsern Kräften steht, redlich dazu beizutragen.

Der Verfasser.

Herkunft, Sitten und Verfassung.

In dem pracht- und wundervollen Morgenlande, in jenen großen, herrlichen Erdstrichen zwischen dem Ganges und Indus, wo die ältesten Erinnerungen der Menschheit haften, wohnten einst viele durch Ackerbau, Handel, Kunst und Wissenschaft blühende Völker — die alten Indier. Sie gehörten zur edelsten Menschengattung; es vereinigte sich bei ihnen die damalige Weltkultur, sie lebten reich, frei und aufgeklärt, ungezählte Jahrhunderte lang. Allmählig aber schlichen oder drängten sich Kastenwesen, Pfaffenthum und Despotismus ein; die alte Freiheit und Bildung mit dem alten Glauben wichen mehr und mehr dem neuen niederdrückenden, lähmenden oder verknöchernden Geiste — und jene altindische Kultur, der Stolz des asiatischen Welttheils, hatte abgeblüht.

Doch aber mag dieser Kampf ein langwieriger und hartnäckiger gewesen seyn, und nicht ganz gelang es den Unterdrückern, den freiern Geist zu vertilgen. Viele Stämme verließen eher den heimathlichen Boden, als daß sie ihren Glauben aufgaben und ihre politische Freiheit — sie retteten beides durch Auswanderungen. Ein großer Stamm besonders hielt fest an den altererbten Grundsätzen, Sitten und Einrichtungen, wir nennen ihn den germanischen. Er zog fort an das kaspische Meer, an den Kaukasus, an das schwarze Meer und weiter nach dem Abendland. Indessen waren andere Stämme nach dem Süden Europas gedrungen, welche als Griechen und Römer die alte Weltkultur wieder aufnahmen und veredelten, während der Orient durch Kastenwesen, Bonzenthum und Despotismus in eine traurige Barbarei versank.

Nach langer und gefahrvoller Wanderung kamen die germanischen Stämme endlich in ein Land, welches gleichsam das Herz des europäischen

Welttheils bildet; es war die ihnen vom Lenker der Menschen- und Völkergeschicke angewiesene neue Heimath. Hier sollten sie sich festsetzen und zu einer großen und mächtigen Nation entwickeln, um als Träger der neuen Weltkultur ihre hohe Bestimmung zu erfüllen. Aber wie fanden sie das Land ihrer Zukunft? Wahrlich, als kein gelobtes, wo Milch und Honig floß, sondern als eine ungeheure Wildniß, zwischen dem ewigen Eis der Alpenwand und den endlosen Sümpfen der Meeresküste. Waldungen ohne Maaß bedeckten die Höhen und Ebenen, gewöhnlich nur unterbrochen von kahlen Bergrücken, öden Felshalden, sandigen Haiden oder giftigen Moorgründen, seltener von freien, sonnigen Triften und Auen. Dieses Erdreich sollten die germanischen Stämme im Schweiß der Jahrhunderte kultiviren, als den Schooß ihrer Wiedergeburt. Sie haben es gethan — das wilde Germanien ist in einen Garten verwandelt, welcher den ganzen Welttheil ziert!

Wie unsere Brüder jetzt nach den Wildnissen Nordamerikas wandern mit der Erbschaft ihrer europäischen Bildung, so waren unsere Urväter mit den Trümmern asiatischer Kultur nach den Wäldern Europas gekommen. Die lange Wanderung mit ihren Mühen und Gefahren hatte Vieles von der alten Bildung verwischt; rohere Begriffe und raubere Sitten waren aufgekommen in den neuen Geschlechtern — doch, die alten Götter, die Grundzüge der alten Verfassung, der Sinn für Kultur, die Liebe zur Freiheit waren geblieben! Und auf diesen goldenen Grundpfeilern nationaler Entwickelung, unter dem Einflusse der neuen Heimath, der neuen Erfahrungen und Verhältnisse erhob sich sofort als eine große, gewaltige, herrliche Völkerfamilie die Nation der Deutschen.

Der Boden, welchen sie den Elementen abgerungen und als freie Männer bewohnten, war ihnen über alles theuer; sie bewahrten mit ererbter Sorgfalt die Reinheit ihrer Abstammung, bildeten also eine eigene, unvermischte, sich selbst gleiche Menschenart, und nannten sich in diesem Sinne mit stolzem Selbstgefühle Männer des Volkes. Hieraus aber entsprang die Nationalsage von dem Gotte Deut und dessen Sohne Mann, welche sie als ihre Stammväter verehrten. Wie sie nun damals lebten in ihren Marken und Gauen, unter dem geheiligten Ansehen ihrer Familienväter, Priester und Stammeshäupter, mit dem Nothwendigsten versorgt, was ihnen der Wald, die Heerde und der

Acker boten, das war das Kindesalter unserer Nation — unter blutigen Kämpfen innern Zwistes und äußerer Kriege reifte sie allmählig zum Jüngling heran.

Lange vor den Germanen waren die Kelten aus dem Morgenland nach dem Abendlande gezogen, und hatten im Verlauf unbekannter Jahrhunderte den ganzen Westen von Europa bevölkert. Ihr Hauptsitz war das heutige Frankreich, sie lebten dort in Städten, trieben Ackerbau, Gewerbe, Handel und Künste, vermehrten sich aber endlich dergestalt, daß die alte Heimath ihre Zahl nicht mehr faßte, und ein Theil des Volkes auszuwandern genöthigt war. Diese Auswanderung geschah hier über den Rhein nach Germanien, und dort über die Alpen nach Italien. Auf diese Weise trafen die Kelten und Deutschen feindlich zusammen; denn jene suchten neue Wohnsitze und diese vertheidigten ihre alten — es galt das große, schöne, gesegnete Rheinthal, den Zankapfel zwischen Gallien und Germanien bis auf diesen Tag!

Damals aber errangen die deutschen Waffen die Oberhand; nicht nur das ganze rechte Rheinufer wurde von ihnen behauptet, sondern auch ein großer Theil des linken wurde von Stämmen germanischer Abkunft besetzt. Und während die keltischen Völker durch ihre entnervende Kultur in eine traurige Schwäche versanken, lernten die deutschen sich in ihrer unverdorbenen Natur immer kräftiger fühlen. Es war ein wichtiger Augenblick der Weltgeschichte. Der altkultivirte, reichbevölkerte Westen von Europa stand als morsches Gebäude jedem kühnen Fremdlinge preisgegeben — hätten die Deutschen ihn erobert, so gab es kein Rom wie unter Augustus. Es erhob sich zwar der kühne Ariovist, ein Held des deutschen Namens werth; aber der große Cäsar stand ihm gegenüber. Die Würfel fielen für den Diktator und die römische Vorherrschaft in Europa war gesichert.

Jetzt entzündete sich der Kampf zwischen den Römern und Deutschen. Jene waren geborne Eroberer in's Große, diese wollten nur die Gränzmarken ihrer Heimath behaupten oder neues Land gewinnen für die Ueberzahl ihrer Bevölkerung. Die körperliche Kraft, der Muth und die Freiheitsliebe unserer Altvordern wurde selbst von ihren Feinden bewundert, aber die Römer waren eingeweiht in alle Künste der Unterdrückung. Was ihr Schwert nicht gewann,

das wußte ihre List zu erreichen. Die Deutschen unterlagen diesmal — seit der große Cäsar den ersten Schritt auf das rechte Rheinufer gethan, drangen die römischen Adler immer weiter gegen das Herz Germaniens, und der ganze Westen und Süden desselben erscheint schon unter Kaiser Augustus als römische Provinz!

Von da aus wurde nun der Samen der Zwietracht in das Innere der Nation verbreitet; mit Hilfe deutscher Waffen wollte man Deutschland vollends besiegen und unterjochen. Der Plan schien gelungen — schon gab es eine Menge bethörter Stämme oder Stammeshäupter, welche unter dem Namen von Freunden und Bundesgenossen in die römische Knechtschaft eilten. Da aber, wo es Niemand vermuthete, wurde durch Rom selbst jener jugendliche Held herangebildet, der nun plötzlich die bedrohten Völker aus ihrem Schlaf rüttelte, und die bewunderten Legionen vernichtete, welche bestimmt waren, das Werk der Unterdrückung zu vollenden.

Dieser Kampf war einer der großartigsten und folgereichsten, welche die Geschichte kennt. Wäre auch das Herz von Deutschland romanisirt worden, wie die Rhein- und Donauländer; wäre das jugendliche, unverdorbene Blut vergiftet worden, was sich aus diesem Herzen durch die Adern Europas und der Welt ergoß — wer mag es berechnen, wo alsdann die Menschheit hingerathen? Die Lehre des Propheten von Nazareth und die Schlacht im Walde von Teutoburg haben sie aus dem Schiffbruche der alten Welt auf das hoffnungsreiche Gestade der neuen herübergerettet.

Bevor wir aber die deutschen Freiheitskämpfe gegen Rom näher beschreiben, wollen wir in Kürze erzählen, wie der Römer damals Deutschland vorfand und dessen Bewohner kennen lernte — in ihrem körperlichen und geistigen Wesen, ihren häuslichen und öffentlichen Verhältnissen, ihrer religiösen, bürgerlichen und Kriegsverfassung.

Noch war das Land größtentheils mit Wäldern bedeckt oder durch Sümpfe unbewohnbar. Doch hatte die Natur es nicht stiefmütterlich ausgestattet, denn in den guten Gegenden trug es Gras, Getreide und Vieh in reicher Fülle. Die zahllosen Flüsse und Bergwasser erfrischten das Erdreich; der Rhein und die Donau, in den urältesten Sagen schon genannt, beförderten Handel und Wandel;

die warmen Quellen aber und die Metalle waren ein noch kaum geahnter Reichthum der deutschen Erde; nur das Salz wurde fleißig aufgesucht und zubereitet. Unter den Holzarten herrschten die Tanne, Buche und Eiche vor, die letztere besonders, der Prachtvollste Schmuck der deutschen Wälder. Man traf Bäume, deren Stämme zu Kähnen ausgehöhlt, dreißig Männer aufnahmen; man fand Baumwurzeln, welche das Erdreich zu kleinen Hügeln emporhoben oder Bögen bildeten, worunter Mann und Roß hindurch konnten. An Obstbäumen gab es freilich nur die Haselnüsse, die Waldkirsche, die Holzbirne und den Holzapfel. Nahrhafte und heilsame Kräuter dagegen blüheten in Menge; eine Gattung Rettige wuchs zu besonderer Größe heran, und die Bohne lohnte reichlich den Fleiß, womit der Deutsche sie anpflanzte. Der Hanf gedieh vortrefflich; die herrschenden Getreidearten endlich waren Gerste, Roggen, Kernen und Haber.

Ungemein reich war Deutschland an Gewild. Der große Ur, das unbändige Wisent und das starke Elent, welche längst schon aus der Reihe der lebenden Thiergattungen verschwunden sind, gehörten ihm eigenthümlich an. Alsdann folgten das Schwarz- und Rothwild, wie man es heutzutage noch kennt, mit dem Wolf, dem Bären und Steinbock. Unter dem Geflügel zeichneten sich aus der Steinadler, der Falke und Habicht, die Wildgans, das Auer- und Holzhuhn; unter den Fischen der Hausen, der Salm und Hecht, die Barbe, Esche und Forelle. Während aber mehrere dieser Thierarten von den Römern bewundert und gesucht wurden, galt das deutsche Hausvieh gegen das welsche für klein und gering. Doch traf dies Urtheil mehr den äussern Anschein, als den innern Gehalt: denn wie unansehnlich von Wuchs die deutschen Pferde, Ochsen und Kühe auch waren, so sehr zeichneten sie sich an Ausdauer und Fruchtbarkeit aus. Schweine, Gänse und Hühner gediehen vortrefflich. Man sieht also, das Land, welches die verweichlichten Römer für ein so trauriges, ungeheures, wildes und unwirthbares verschrieen, gehörte im Ganzen zu den reichbegabtern; es erzeugte alles Nothwendige im Ueberfluß und war einer ungemessenen Veredlung fähig.

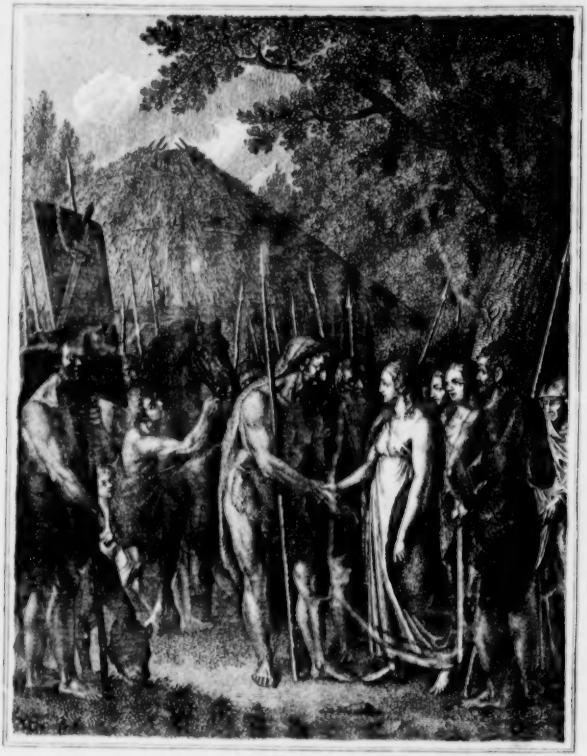
Der Menschenschlag war bei den Deutschen so hoch und kräftig, daß er den Kelten, welche selbstgefällig sonst auf den Wuchs der Römer herabblickten, für riesenmäßig galt. Hiezu kam die eigenthümliche Auszeichnung einer sehr weißen Haut, rothgelber Haare und himmelblauer Augen. Die deutsche Gestalt bildete

also gegen die römische, diese kleine, gedrungene, schwarzbraune, einen vollkommenen Unterschied. Die Frauen standen an Größe den Männern wenig nach, und ihre Schönheit war bezaubernd. Beide Geschlechter trugen die Haare lang und wendeten eine besondere Sorgfalt darauf; bei den Schwaben band man sie am Wirbel in einen Schopf — bei allen Stämmen aber waren sie eine Hauptzierde und ein Zeichen der persönlichen Freiheit: denn der Leibeigene, der Knecht, mußte sich scheeren. Bärte zu tragen war nicht überall Sitte.

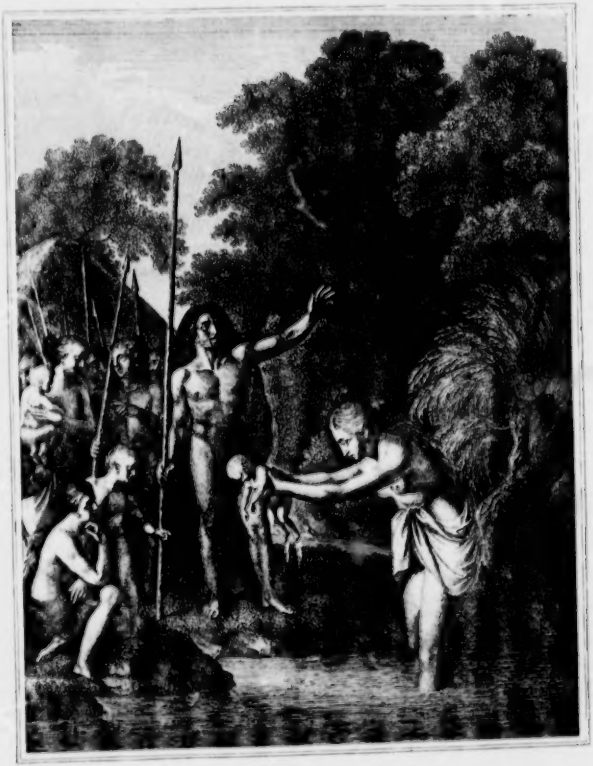
Die Jugend ging meistens nakt, trotz des strengen Winters, und auch die Erwachsenen trugen daheim im Hause nur die nöthigste Bedeckung. Sonst aber bestand der gewöhnliche Anzug in einem kurzen leinenen Hemd und einem rohen wollenen oder bastenen Mantelтuch, welches man auf der Brust mit einem Dorn zusammenheftete; als Kopf- und Rückenbedeckung dienten Thierfelle und Pelze. Beinkleider waren noch selten. Die Frauen schmückten ihr Linnengewand gerne mit Purpurstreifen, trugen Kaninchenfelle und metallene Armbänder. Jeder Stamm übrigens hatte in seiner Tracht etwas Auszeichnendes, worauf man gegen die Nachbarn oft eifersüchtig zu halten pflegte.

Die Deutschen hatten keine Städte, höchstens Dörfer und Weiler; ihre gewöhnliche Wohnweise war, wie sie noch heutzutage auf dem Schwarzwalde ist — sie lebten in zerstreuten Hütten, wie ein Bach, eine Flur, ein Gehölze sie anzog. Die Bauart war höchst einfach: aufeinandergelegte Balken und mit Lehm bestrichenes Flechtwerk bildeten die Wände; Stroh, Schindeln und Reiser das Dach. Jede Hütte war mit einem verzäunten Hofe umgeben; bald hatte man besondere Speicher, Keller und Ställe, bald aber dieses Alles unter einem und demselben Dache. Die gewöhnliche Nahrung bestand in Wildbrät und zahmem Fleisch, in Mehl- und Haberbrei, Apfelmuß, Milch, Butter und Käse, das Getränke in Wasser, Meth und Bier.

Das häusliche Leben war höchst einfach. Die Frauen mit den erwachsenen Kindern und den Knechten besorgten beinahe alle Arbeiten; der Hausherr oder das Familienhaupt führte die Aufsicht über den Viehstand und Ackerbau, ging den öffentlichen Geschäften und der Jagd nach — sein Ansehen hatte etwas Patriarchalisches, er vereinigte die drei Hauptstände in sich, er war Nährer, Lehrer und Wehrer, das heißt Vater, Priester und Krieger. Gehorsam forderte



Die Trauung.



der Mann von Weib und Kindern, wie vom Gesinde. Die Erziehung war streng — sie übte die Jugend in allem Nothwendigen, machte sie stark und gesund, und pflanzte ihr eine hohe Achtung des Alters ein. Gleich nach dem Aufstehen badete man sich und es war eine weitverbreitete Sitte, selbst die neugebornen Kinder in das Wasser zu tauchen, um sie abzuhärten. Nahrung, Arbeit und Spiele, alles stand im Einklang mit dieser Kindererzucht. So wuchsen jene Jünglinge und Jungfrauen heran, die Zierde, der Stolz des Landes, aus denen wieder neue kräftige Geschlechter entsprangen.

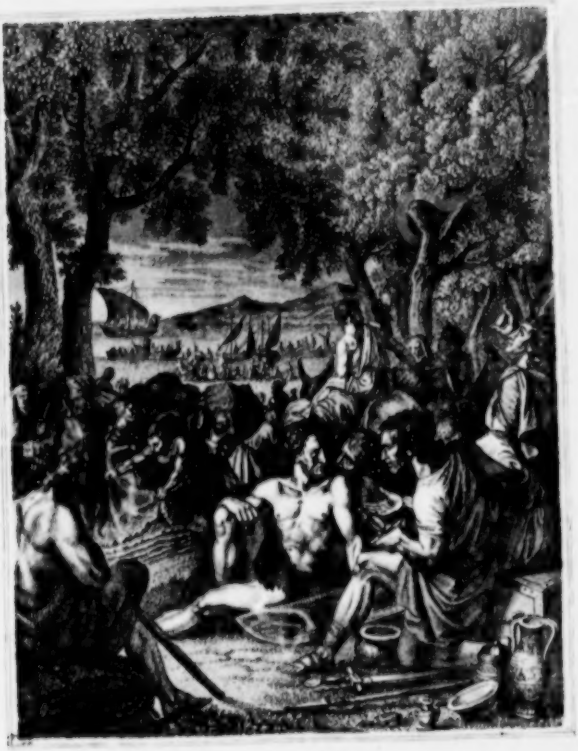
Ja, was immer und überall der Fall seyn wird, die Hauptkraft des Volkes ging aus dem soliden Familienleben hervor. Die Heirath war einer der heiligsten Akte, die Ehe ein unverbrüchliches Band. Der deutsche Jüngling heirathete aber nicht, bevor er völlig ausgewachsen, und das Mädchen durfte nicht zu weit unter seinem Alter stehen. Die Freiung hatte die Form eines Kaufes; Aeltern und Anverwandte berietben sich; war der Freier angenehm und bot er das nöthige Witum oder Vermögen, so überließ man ihm die Tochter. Es mochten dabei freilich auch habsüchtige Interessen in's Spiel gerathen; andererseits aber wurden viele leichtsinnige Verbindungen verhindert und ein tüchtiger Wohlstand erhalten. Die eheliche Treue glänzte unter den ersten Tugenden; den Mann zierte sie, das Weib aber büßte ihre Uebertretung mit der tiefsten Schmach — es wurde mit geschorenem Haupte aus der Gemeinde gepeitscht oder in einen Morast versenkt.

Eine Hauptbeschäftigung der Frauen war das Spinnen und Weben; die Spindel zierte sie, wie das Schwert die Männer. Sie spannen und woben jene treffliche Leinwand, das beste und gesuchteste Handerzeugnis der alten Deutschen. Bei den Männern vereinigten sich viele Kenntnisse und Uebungen in einer Person. Jeder Familienvater war Zimmermann, Schmied und Wagner, weil man eine Theilung dieser Arbeiten noch nicht kannte; jeder baute sich selbst seine Hütte, schnitzte oder hämmerte oder formte und brannte sich sein Haus- und Feldgeschirr, darin übte er seine Söhne eben so sorgfältig, wie in den Waffen für Jagd und Krieg. Diese vielseitige Thätigkeit schärfte die Fähigkeiten des Geistes, wie die Fertigkeiten der Hand. Handel und Wandel beschränkten sich im innern Deutschland auf das Nöthigste. Es war ein Austausch von Erzeugnissen der Landwirthschaft

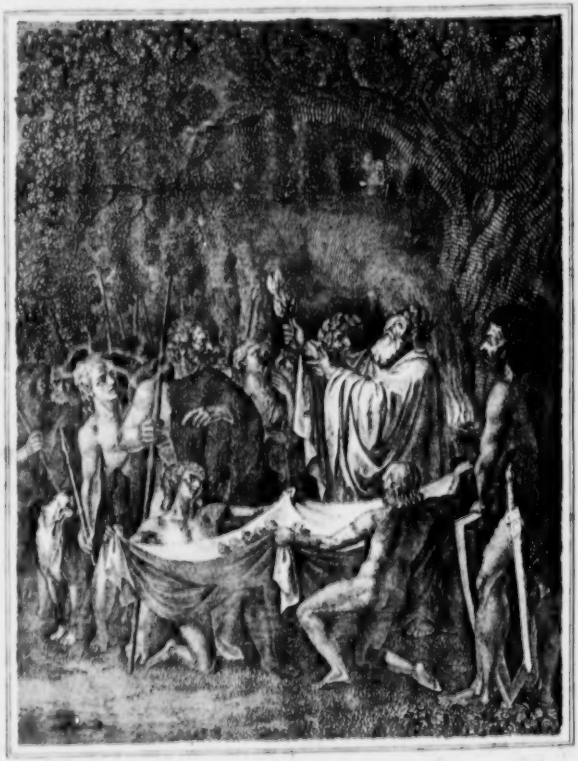
und der Handarbeit, meistens von Vieh, Getreide, Leinwand, Honig, Salz und Eisen; das Geld blieb eine höchst seltene Sache. An den Gränzen aber, gegen die fremden Völker, wurde schon ein eigentlicher Handel getrieben, hier mit Harz, Pelzwerk und Thierhäuten, dort mit Gitterstuhlen und Bernstein, besonders nach Italien, wo die üppigen Römer diesen Luxus theuer bezahlten. Eingetauscht wurden dagegen Wein, Oel, Meersalz, Metall und allerhand Putzwerk. Die Schifffahrt auf dem deutschen Meer war nicht gering, und die nördlichen Küstenvölker galten für geschickte und kühne Seefahrer. Leider arteten sie oft in Piraten aus und brachten Sklaven an das Land, wodurch der Handel mit Menschen aufkam, welcher später auch am Rhein und an der Donau getrieben ward, nachdem die Deutschen gelernt hatten, ihre Kriegsgefangenen als Waare zu behandeln.

Jagdfahrten, Waffenspiele, Gastmahle, Trinkgelage und Würfel waren die Vergnügungen unserer Altvordern. Sie trieben Alles leidenschaftlich, was bei starken Naturen nicht anders der Fall ist. Jede Feierlichkeit schlossen sie, wie noch heutzutage ihre Enkel, mit einem Mahle, und dieses mit einer Zecherei. Dabei ging es wild und lärmend her, doch erlaubte man sich keine Unanständigkeiten, und die Frauen entfernten sich, sobald es an's Trinken ging, wo man aus vollen Hörnern sich überbot und in der Menge der geleerten den Ruhm des Zechers fand. Die Gastfreundschaft herrschte allgemein in Deutschland: der Fremde wurde wie ein Familienglied empfangen, bewirthet und geschützt; war Küche und Keller aufgezehrt, so führte der Wirth seinen Gast zum nächsten Nachbarn. Einen Fremdling beleidigen galt für schändlich und strafbar, dagegen war es Sitte, ihn beim Abschiede zu beschenken.

Durch dieses gastliche Wesen kam nun ihrer abgeschiedenen Wohnweise und seltsamen Einförmigkeit ihres Treibens ein höchst wohlthätig belebender Geist in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Deutschen, welcher ihnen den Mangel der Bücher, Zeitungen und Briefe wohl ersetzt haben mag. Denn schreiben konnten sie nicht, ihr Wissen wurde durch die Ueberlieferung des Gedächtnisses fortgepflanzt. Sie hatten uralte Sagen von Helden und Halbgöttern; ihre ökonomischen und moralischen Erfahrungen waren in gereimte Sprüche gefaßt, auch großentheils ihre Gesetze und Gebete. Die Priester allein vielleicht kannten eine geheime



Daniel van Schlichtenhorst de Deutsche



Schrift, die Runen; sie allein standen im Besitze eines höhern Wissens und tieferer Kenntnisse der Natur, sie waren Lehrer, Dichter und Aerzte.

Der Gott, den sie lehrten, dem sie sangen und ihre Opfer weiheten, war der große, unsichtbare Wodan oder Odin, der Befruchter des Erdreichs und Lenker der Schlachten. Man verehrte denselben unter Eichen, an Wasserfällen, in Hainen, wo die Schauer der Natur das menschliche Herz durchbebten. Ausser ihm aber wurde noch an andere Götter und Göttinen geglaubt, deren Bilder in Tempeln und Hütten, wie auf freiem Felde an Gränzmarken und Flurwegen aufgestellt waren; nach ihnen, wie nach Sonne und Mond, welche gleichfalls göttlich verehrt wurden, nannte man die Wochentage. Der Deutsche hielt die menschliche Seele für unsterblich; er hoffte die Belebung des Himmels und fürchtete die Bestrafung der Hölle. Der Tapfere, der Redliche legte ruhig sein Haupt nieder; denn jenseits des Grabes stand er wieder auf und ging ein zu den ewigen Freuden in der Wohnung des Odin. Daher war auch die Furcht des Todes gering, und die Trauer über Verstorbene kurz.

Die altdeutsche Religion war aber nichts weniger als ein blos geistiger Gottesdienst: im Gegentheil, sie war umhüllt und vermengt mit einer Menge sinnlicher und abergläubischer Gebräuche. Man opferte Thiere, manchmal sogar Menschen. Die Priester übten in vielen Dingen eine auf blinden Gehorsam gestützte Gewalt, und eine Menge von Wahrsagerinen leiteten oder beherrschten, wie das delphische Orakel der Griechen, die Handlungen Einzelner wie ganzer Stämme und Völkerschaften. Man sagte wahr und vorher aus dem Geschrei und Fluge der Vögel, aus dem Wiehern der Pferde, aus dem Zweikampf, vorzüglich aber nach dem Fall der Loose. Es wurde der Zweig eines Fruchtbaumes in Reiser zerlegt und jegliches davon bezeichnet, das Ganze sodann auf ein weißes Tuch geworfen; wie sie nun fielen, so hob der Priester oder Hausvater eines nach dem andern dreimal gen Himmel und deutete hierauf das Zeichen. So wurden häusliche und öffentliche Angelegenheiten zur Ausführung, Verschiebung oder Unterlassung bestimmt.

Auch in der Oekonomie und Landwirthschaft übten Aberglauben und altes Herkommen eine große Herrschaft aus. Unsere Vorväter hatten so gut ihre Bauernregeln, Segens- und Bannsprüche, wie wir, nur aber hielten sie strenger

darauf. Der Acker wurde bebaut nach der althergebrachten einfachen Art, und erst von den Römern lernten ihn einige Stämme künstlicher behandeln. Da fast überall Land genug vorhanden war, machte ein Jeder so viel urbar, als er konnte oder wollte; gewöhnlich aber wurde dasselbe Stück nur ein Jahr angebaut, worauf es mehrere Jahre als Brachfeld und Allmendgut liegen blieb. Unter benachbarten Höfen oder Weilern herrschte auch die Wechselwirthschaft, wo ein Theil abwechselnd wieder angepflanzt, was der andere brach gelassen, wie Alles dies in manchen Gegenden Deutschlands noch heutzutage üblich ist. Am gewöhnlichsten baute man Haber und Gerste, dann Kernen und Roggen, alles im Sommer, denn von Winterfrucht wußte man nichts.

Dem Landbaue entsprach die Viehzucht; in einigen Gegenden natürlich wurde jener, in andern diese mehr, in wieder andern beides gleichmäßig betrieben. Es gab vortreffliche Waiden im Gebirge wie im Flachland, und das Waidwesen war sehr geordnet. Man hatte gemeinsame Hüter oder Hirten, welche mit den Heerden über das Brachland, über die Wiesen und Triften zogen. Mangelte es einer Gemeinde an Waide, so konnte sie in eine andere treiben lassen, welche daran Ueberfluß besaß; selbst ganze Stämme schickten so ihr Vieh in benachbarte Länder. Auch die Pferde, Schweine und Gänse wurden heerdenweise gewaidet. Daheim aber hielt man besonders viele Hühner und Hähne; sie waren, neben dem Hunde, das treueste und liebste Hausthier unserer Altvordern. Endlich trieb man auch die Bienenzucht häufig, oder machte sich ein Geschäft daraus, wilden Honig aufzusuchen.

Die Lage und natürliche Beschaffenheit einer Gegend brachte es mit sich, daß ihre Bewohner in nähere Beziehung zu einander traten. Ein Wald, eine Waide zwischen mehreren Höfen oder Weilern bot sich ihnen zu gemeinschaftlicher Benutzung an; die Wechselwirthschaft, die Vertheilung des Brachfeldes machten diese Gemeinschaft nothwendig. Wo nun eine gewisse Anzahl von Höfen oder Gemeinden auf solche Art sich verbanden, waren sie Markgenossen, denn den Inbegriff ihres eigenthümlichen und Allmendlandes nannte man eine **Mark**. Eine Anzahl von Marken aber, welche durch Gebirge, Wälder oder Flüsse eingeschlossen, also zu einem größern Ganzen vereinigt und von andern Gegenden abgegränzt waren, bildeten einen **Gau**. Dies war die natürliche, die geographische

Eintheilung der deutschen Länder; neben ihr bestand eine künstliche, eine politische und militärische. Denn jeder Gau zerfiel in Hunderten und Zehenten, das heißt, zehn Höfe bildeten die niedrigste bürgerliche Gemeinde, hundert solcher Gemeinden die zweite, mehrere Hunderten einen Gau, die größere oder kleinere Anzahl der Gaue endlich das Land eines Stammes oder Volkes.

Jede dieser Abtheilungen hatte ihren besondern Vorsteher und ihr eigenes Gericht; es gab Zehntner, Hunderter, Gaugrafen und Fürsten oder Herzoge, es gab Zehnt-, Hundert-, Mark- und Gaugerichte. Die kleineren davon waren natürlich von geringer Bedeutung, nur das Mark- und Gaugericht behaupteten ein allgemeineres Ansehen, jenes in landwirthschaftlichen, dieses in bürgerlichen und politischen Sachen. Wer ein Wald-, Waid- oder Flurgesetz übertrat, war dem Markgerichte verantwortlich; wer eine Ehr- oder Leibesverletzung, einen Diebstahl, einen Verrath oder Mord beging, wurde in letzter Instanz vor das Gaugericht geladen. Hier saß der Gaugraf jährlich zweimal, unter freiem Himmel, an bestimmten Malstätten, mit zwölf Richtern, vom Volke umgeben, und entschied nach ihrem Urtheilsspruche im Sinne der herkömmlichen Gesetze über Mein und Dein, Ehre und Leben, Krieg und Friede. Auch der Priester erschien beim Gericht und gab der Verhandlung ein geheiligtes Ansehen — es war nothwendig, um die leicht gereizten Gemüther in den Schranken der Ordnung zu halten.

Auf jedem Frevel und Verbrechen aber stand ein sogenanntes Wehrgeld. Denn Alles hatte nach den damaligen Gesetzen seinen bestimmten Werth, welchen der Verletzer als Strafe zu entrichten hatte, und weil das Geld höchst selten war, so konnte ein Mörder, um das Wehrgeld des Ermordeten aufzubringen, Haus und Hof einbüßen. Dieses Wehrgeld war nichts anderes, als eine Abkaufsumme gegen die Selbstrache, weil der Deutsche nach seinem ungemessenen Freiheitsbegriffe ursprünglich thun konnte, was er wollte. Ward nun Jemand beleidigt oder verletzt, so hatte er das Recht der Fehde, das heißt, er durfte sich auf eigene Faust an seinem Feinde rächen. Da aber eine bürgerliche Gesellschaft bei so unbedingter Personalfreiheit in die Länge nicht bestehen könnte, so gerieth man vernünftiger Weise auf das Mittel der gesetzlichen Sühne, und an die Stelle der unmittelbaren Wiedervergeltung und Blutrache trat jene humanere, weit mehr Sicherheit gewährende Einrichtung.

Das ganze altdeutsche Rechts- und Gerichtswesen beruhte also auf zwei Hauptgrundsätzen, auf dem des Grundeigenthums und dem des Wehrgeldes. Wer keinen Grund und Boden besaß, konnte nicht als freier Bürger in der Volksversammlung, nicht vor Gericht erscheinen, nicht mitrathen und mitrichten; er mußte sich von einem Grundeigenthümer vertreten lassen, und wer als freier Bürger sein verletztes Recht wieder hergestellt haben wollte, konnte dies nur auf dem Wege der Komposition, denn wer auf eigene Faust hin Rache übte, beging einen Landfriedensbruch, welcher unerbittlich dem Gesetze verfiel. Es lag daher in beiden Grundsätzen, so einfach und roh sie auch erscheinen, eine sichere Bürgschaft des Friedens und Besitzes, der Ehre und Wohlfahrt für jeden Einzelnen, wie für den ganzen Gau oder Stamm.

Der Standesunterschied aber zwischen den Grundbesitzern und Hintersaßen oder Leibeigenen mußte von der größten Wichtigkeit wie für alle häuslichen und Privatverhältnisse, so auch und noch weit mehr für alle öffentlichen seyn. Der Grundeigenthümer war vollfrei, der Hintersaße halbfrei, der Leibeigene oder Knecht unfrei. Jener war allein im Besitz aller Menschen- und Bürgerrechte, diese waren theilweis oder völlig rechtlos. Und hiernach richtete sich die gemeine oder bürgerliche Ehre; denn nur wieder der Grundeigenthümer besaß dieselbe in vollem Maaße. Der Grundbesitz erzeugte aber eine um so größere Bevorrechtung, da bei vielen Stämmen die Güter nicht getheilt werden durften. Der älteste Sohn erbte den ganzen väterlichen Hof und fand seine Geschwister mit Geld oder fahrender Habe ab. Den nachgebornen Söhnen blieb nichts übrig, als Hintersaßen zu werden, oder sich einem Gefolge anzuschließen, um in der Fremde ihr Glück zu versuchen.

So bevorzugt waren die Grundbesitzer nach „Recht und Ehre", daß sie den Adel der Nation bildeten; denn der Vollfreie hieß ein Edelmann, und keinen andern Adel kannte man damals. Zwar durch Reichthum oder Tugenden und Verdienste angesehene Geschlechter gab es, aus welchen man die Vorsteher, die Grafen und Herzoge zu wählen pflegte, und einzelne Familien blüheten, aus welchen die Stämme, nach altem Herkommen, ihre Fürsten oder Könige nahmen; aber dies alles hing mehr oder weniger von der Willkür,

vom Zufalle, vom Glücke ab, es war kein auf unveränderlicher Grundlage gesetzlich ruhendes Vorrecht.

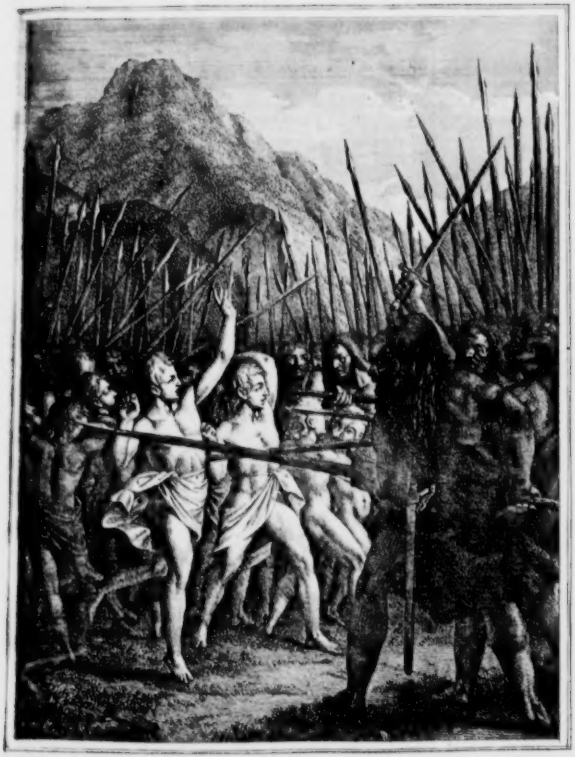
Gleich wie aber der Grundbesitzer allein volles Recht und volle Ehre genoß, so ruhten auf ihm auch allein die öffentlichen Pflichten und Lasten — die Steuer und Landwehr. Steuern leistete er freilich nur als freiwillige Geschenke; aber sie waren durch altes Herkommen meist eine ständige Abgabe geworden, und hierzu kamen die Opfer, welche das Gemeinwesen bei allgemeiner Landes- und Kriegsnoth forderte. Vorzüglich jedoch war die Landwehr eine oft harte und kostspielige öffentliche Pflicht; denn sie mußte von dem Grundbesitzer persönlich geleistet werden, wobei er sich selbst auszurüsten und zu verköstigen hatte. Sie nahm Gut und Leben in Anspruch, und bei der wachsenden Feindesgefahr im Innern und gegen Aussen mochte es kein Geringes seyn, ihr getreulich nachzukommen. Man beförderte daher wo möglichst die Gefolge, eine militärische Einrichtung, welche gleichsam aus den Ritzen des Grundbesitzthums hervorwuchs und dasselbe späterhin als Lehenwesen beinahe völlig verschlang.

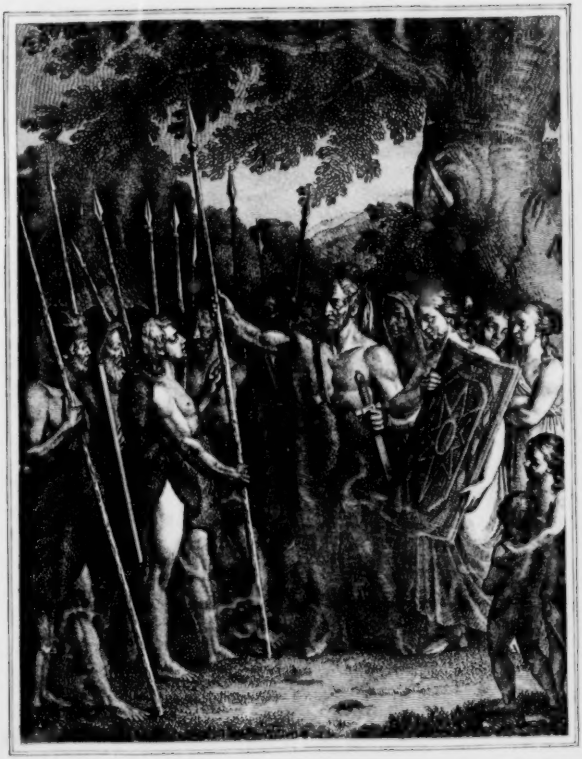
Bei der Fruchtbarkeit der deutschen Familien mußte die Untheilbarkeit des Grundbesitzes eine ungemeine Zahl von hintersäßigem Volke verursachen, und was konnte der Jugend unter demselben erwünschter seyn, als der Krieg, welcher Ruhm und Ehre brachte, welcher reiche Belohnung versprach, und neuen Grund und Boden, wenn es in fremde Länder ging? Daher unternahmen es einzelne Familien- oder Stammeshäupter, stellten sich an die Spitze dieser kriegerischen, eroberungslustigen Jugend, und bildeten so gewissermaßen ein stehendes Heer, welches zunächst die heimischen Gränzen vertheidigte, alsdann aber dieselben überschritt und sich in Feindesland eine neue Heimath erkämpfte. Sehr viele, wo nicht die meisten Kriege sind von solchen Gefolgschaften geführt worden. Ihre Kühnheit war oft unglaublich, und daher jener hohe Ruhm der Tapferkeit, welchen man unsern Altvordern beimaß. Der Gefolgsherr rüstete das Gefolge aus und sorgte für dessen Unterhalt; er mußte ein Mann seyn, welcher sich von keinem seiner Gesellen an Muth übertreffen ließ und die Beute redlich mit ihnen theilte, dann kämpften sie für ihn, wie er für den Sieg, und wenn er fiel ohne zu siegen, galt es für ewige Schmach, seinen Tod zu überleben.

Diese Gefolgschaften erhöhten natürlich auch die kriegerische Erziehung der Jugend. Mit der Jagd begann dieselbe, und unter den Uebungen des Lanzentanzes und Reitens wuchs der Knabe zum Jünglinge heran. Jener Tanz gewöhnte ihn, zwischen ausgestreckten Lanzen sich nackt und mit rüstiger Behendigkeit hindurch zu schwingen; im Stalle aber lernte er die Behandlung der Pferde und auf der Reitbahn jene freie und sichere Haltung, als wäre sein Leib mit dem Thiere verwachsen. War diese Erziehung vollendet, so führte eine wichtige Handlung den Jüngling in's öffentliche Leben ein, die **Wehrhaftmachung**. Er empfing in feierlicher Versammlung seiner Verwandten vom Gefolgsherrn, vom Vater oder Oheim Schild und Lanze, zum Zeichen, daß er nun Mann und Krieger geworden.

Das ganze deutsche Kriegswesen war höchst einfach, wie die Landwirthschaft und ihre bürgerliche Verfassung. Schon die Bewaffnung bestand in mehrerem nicht, als in der Pfrieme, der Lanze, der Streitart und dem Schilde; Schwerter, Panzer und Helme trugen meist nur die Anführer. Als Bedeckung dienten Bären-, Ellen- und Hirschfelle, deren Kopftheil mit Hörnern und Ohren über das Haupt gezogen wurde, was den wilden Anblick des deutschen Kriegers noch wilder machte. Bei einem allgemeinen Aufgebote schaarte sich die Mannschaft der Zehnten und Hunderten mit ihren Vorgesetzten unter dem Gaugrafen zusammen; denn wie dieser im Frieden der oberste Richter, so war er im Kriege der oberste Befehlner seines Gaues. An der Spitze der Kriegsmacht eines ganzen Stammes aber stand der Fürst oder ein besonders erwählter Herzog. Reichten die Gefolgschaften und der gewöhnliche Heerbann nicht mehr hin gegen den eindringenden Feind, alsdann erhob sich der Landsturm, wobei Alt und Jung, Hoch und Gering, ja selbst das Weib die Waffen ergriff.

Man hatte Fußvolk und Reiterei. In jenem beruhte die Hauptstärke des Heeres; aber obgleich ihre Pferde nicht gelobt wurden, so waren die Deutschen dennoch vortreffliche Reiter — ohne Sattel und Steigbügel. Oft vermischte man beide so, daß je neben einem Reiter ein Mann zu Fuß ging, welcher geübt war, mit dem schnellsten Laufe des Pferdes gleichen Schritt zu halten. Die gewöhnliche Schlachtordnung bestand aus den keilförmig gebildeten und familienweise aufgestellten Mannschaften der einzelnen Gaue oder Stämme. Wenn nun





ein Hauptstoß auf den Feind geschehen sollte, so vereinigten sich die Keilhaufen zu einem größeren; denn die deutsche Kriegsmanier unterschied sich zunächst dadurch von der römischen, daß man nicht durch List und Kunst das feindliche Heer zu überflügeln und in die Mitte zu bringen suchte, sondern mit aller Kraft gerade auf sein Zentrum einbrach, um es zu sprengen. Vor dem Angriffe erinnerte der Feldherr die Schaaren an Heimath, Ehre und Freiheit, dann wurden nach gewissem Takte die Waffen an einander gestoßen, die Erde gestampft und ein dumpfer Gesang angestimmt, welcher sich, während des Vorrückens immer schneller und lauter erschallend, zu einem furchtbaren Kampfgeschrei erhob. Im Kampfe selbst stand der Deutsche wie ein Fels — drang als Sieger vor, oder fiel auf der Stelle, wo er focht.

In den Kriegen wandernder Völker befanden sich die Weiber, Kinder und Greise auf der Wagenburg, welche im Rücken der Schlachtreihe eine Art Lager bildete. Ging die Hauptschlacht verloren, so erhob sich hier ein zweiter, oft noch blutigerer Kampf — die Weiber ergaben sich mit ihren Kindern nur als Leichname dem Sieger. Wo ein festsitzendes Volk bekriegt wurde und weder durch Gefolgschaft, noch Heerbann sein Land vor dem eindringenden Feinde zu schützen vermochte, da flüchtete man sich in die sogenannten Burgen oder Schirme. Es waren dies gewöhnlich von Sümpfen, Wäldern oder Schluchten umschlossene Plätze, welche durch Verhaue, Gräben und Wälle vollends unzugänglich gemacht wurden, und deren innerer Raum so viel betrug, daß er die Bewohnerschaft einer Gegend mit Vieh und fahrender Habe auf längere Zeit beherbergen konnte. Diese Art von Verschanzung hatten unsere Altvordern wahrscheinlich von den Kelten erlernt.

Dieses waren die Sitten, die Zustände und Verhältnisse, worin die Deutschen der Vorzeit gelebt haben. Werfen wir nun einen Blick über das Ganze hin, so erscheinen drei Dinge als charakteristische Grundlage des germanischen Wesens — der Grundbesitz, die Familie und die verbürgende, schirmende Genossenschaft. Auf ihnen beruhten Freiheit, Ordnung, Sittlichkeit, Ehre und Glück, auf sie stützten sich Gesetze, Gebräuche und Verfassung. So viel Grund und Boden, um eine Familie zu ernähren, so viel Schutz, um jenen gesichert zu besitzen, und in dieser ruhig zu leben — das war Alles, was

der Germane von der Natur und von der Gesellschaft verlangte. Er wollte nicht herrschen, wie der Römer, er kannte die Sklaverei nicht, wie dieser, er hatte tief in seinem Gemüthe den Grundsatz, welchen Christus mit den Worten aussprach: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch keinem Andern". Da wehte der ächte Geist der Freiheit und Sittlichkeit, und es konnte nicht anders seyn, ein solches Volk war zur Lösung einer großen Aufgabe bestimmt.

Wie der Grundbesitz des Germanen seine bürgerliche Freiheit bedingte, so trat er durch die Ehe eigentlich in den üblichen Besitz derselben. Das väterliche Hofgut erben und durch die Ehe eine neue Familie gründen, war gleichsam Eines und Dasselbe. Alle ledigen Kinder standen unter der Vormundschaft des Vaters, aus dieser befreite sie nur die Ehe, und wer nicht heirathete, blieb zeitlebens bevormundet. Die Familie war also auch eine politische Einrichtung, sie gab dem Manne die volle bürgerliche Freiheit und Ehre. Daher ihre hohe Geltung, ihre Heiligkeit; daher die Schmach für denjenigen, der ihre Gesetze brach. Und wie mußte nun diese geheiligte Einrichtung auf die Sittlichkeit, auf die Gesundheit und Kraft des Volkes zurückwirken! Wo ein gutes Familienwesen besteht, da gedeihet die Gesellschaft und blühet der Staat; denn auf ihr beruhet die Erziehung, welche den Menschen und Bürger heran zu bilden hat.

Nichts war einfacher, als wie die einzelnen Familien sich durch kleinere und größere Einungen zum Staate bildeten; nichts natürlicher, als wie sich diese Einungen den Schutz ihres Besitzthums, die Sicherheit ihres Handels und Wandels, mit einem Worte den öffentlichen Frieden gegenseitig verbürgschafteten; nichts gerechter und billiger, als die Gesetze, welche denselben aufrecht zu erhalten hatten.

Die Einrichtung des Vergleichs oder Wehrgeldes, die Satzungen über den Haus- und Landfrieden, die Gerichts- und Landwehrverfassung — sind sie nicht wahre Ehrendenkmale für den Verstand und das Herz unserer Altvordern? Das altgermanische Gerichtswesen kann vortrefflich genannt werden. Es war völlig naturgemäß zergliedert und gründete sich auf den gesunden Sinn des Volkes für Recht und Billigkeit, auf die Ehre und das öffentliche Vertrauen; denn

damals war Manneswort und Manneszeugniß noch eine Wahrheit, und nicht Rache, nicht Drohung oder Abschreckung bezweckte das germanische Gesetz, sondern Friede und Versöhnung.

Nur auf diese verständige Weise und durch diese gesunde Sittlichkeit konnte es dem Deutschen bei seinem Drange nach einer unabhängigen Stellung möglich seyn, eine gesellschaftliche und bürgerliche Ordnung zu gründen; nur so konnte die Selbstständigkeit des freien Mannes, der Gemeinde, des Gaues und Stammes in einen staatlichen Verband sich fügen. Denn aus der persönlichen Unabhängigkeit, einem Hauptzuge im germanischen Charakter, floß die selbstständige Eigenthümlichkeit einer jeden politischen und bürgerlichen Verbindung oder Korporation in ihren Rechten, Satzungen, Sitten und Gebräuchen, wie sich dieses durch das ganze Mittelalter herab noch lebhaft erhielt. Ja, der Begriff der persönlichen Freiheit und Selbstständigkeit bei unsern Altvordern war so vorherrschend, daß auch trotz aller öffentlichen Buß- und Strafgesetze die Unverletzlichkeit der freien Mannesperson sich forterhielt. Was man heut zu Tage wieder abzuschaffen als einen Triumph der Humanität erkennt — die körperliche Züchtigung und die Todesstrafe, diese Dinge waren dem altgermanischen Rechte unbekannt. Kein freier Mann, kein Bürger konnte an Leib und Leben bestraft werden; nur mit seinem Vermögen hatte er einzustehen für begangene Frevel und Verbrechen, und die höchste Strafe bestand in dem Ausschlusse aus der schützenden und gewährleistenden Genossenschaft, deren Mitglied der Verurtheilte war — er wurde für vogelfrei erklärt. Man mag es einseitig tadeln, daß der Deutsche sich durch die Komposition von jeder Schuld mit Geld loskaufen konnte, und einen solchen Grundsatz abscheulich finden: er entstand aber völlig naturgemäß, und die Nation gerieth später nicht sowohl durch seinen Mißbrauch in Zerfall, als vielmehr durch die Einführung der Leibes- und Todesstrafe, der Inquisition und Tortur, diese fürchterlichen Unterdrückungsmittel in den Händen der Gewalthaber.

In der Regel bildete jeder deutsche Stamm auch einen eigenthümlichen Staat, und die Menge dieser Staaten hing durch kein anderes Band zusammen, als durch die gleiche Nationalabkunft. Vorübergehend aber, gegen innere oder äussere Feinde, verbanden sich mehrere derselben zu größeren oder kleineren

Einungen. Diese Völkerbündnisse wurden immer häufiger und ausgebildeter, je mehr der große Nationalfeind, die Römer, das Herz von Deutschland bedrohte; geleitet wurden sie durch mehrere oder einzelne Häupter, welche aus reichen und angesehenen Familien stammten und die man Fürsten nannte. Die fürstliche Würde aber war bald erblich, bald von der Volkswahl abhängig, und nur dann von Bedeutung, wenn der Fürst in Kriegszeiten zugleich auch Feldherr war, oder wenn er den allgemeineren Volksversammlungen vorsaß, welche noch ausser den einzelnen Gauversammlungen bei wichtigen Landesangelegenheiten stattfanden. Ohngeachtet des Bestehens einer fürstlichen Würde ging also die öffentliche Gewalt gleichwohl überall vom Volke, von der Gemeinheit aller freien Männer aus, und die altgermanische Verfassung war eine vollkommen demokratische. Die Gesetze beruhten auf dem Vertrag, Krieg und Friede auf dem Beschlusse der Volksversammlung; jede Pflicht des Bürgers setzte ein Recht desselben voraus, ein uralter Grundsatz, welchen das Mittelalter noch in dem Sprichwort bewahrte: „wo du nicht hast mitgerathen, brauchst du auch nicht mitzuthaten."

Ich habe mich nicht bemüht, auf Kosten der geschichtlichen Treue unseren Altvordern eine Lobrede zu halten. Die Römer stempelten dieselben zu Barbaren, und in neuerer Zeit verglich man sie mit den Wilden Amerikas; aber wahrlich, wenn auch kein Tacitus der Nachwelt ihr Lob verkündigt hätte, wir müßten aus den Trümmern ihrer Gesetze und Herkommen, aus dem Nachklange ihrer Sagen und Lieder allein schon etwas Besseres ahnen. Mochten sie ungebildet seyn, simpel, rauh, abergläubisch, wie Barbarenvölker es sind, mochten sie Nationalfehler besitzen, wie die Trink- und Spielsucht, mochten sie zuweilen die friedliche Sühne vergessen und eine wilde Blutrache verfolgen oder durch Stammeskriege unbrüderlich unter sich zerfallen und in ihren eigenen Eingeweiden wühlen — sie waren gleichwohl, wie kein anderes, das Volk der Freiheit und Sittlichkeit.

Kämpfe gegen die Römer.

Während die deutschen Stämme in ihrem neuen Vaterlande sich festgesetzt und von den Karpathen und Alpen, zwischen der Weichsel und dem Rhein, bis an das nördliche Meer und jenseits über einen großen Theil von Skandinavien ausgebreitet hatten, war im Süden Europas, in dem schönen Italien, jener Riese aufgewachsen, welcher in weniger als fünf Jahrhunderten den ganzen bekannten Erdkreis umschlang und unterjochte. Die großen morgenländischen Weltreiche waren untergegangen; Griechenland, das herrliche an Helden der Weisheit, der Kunst und des Krieges, war erloschen, die Monarchie des bewunderten Alexander zerfallen, und Karthago, das reiche, mächtige, vertilgt. Da reizte es die römische Herrschsucht, sich auch Europa vollends dienstbar zu machen; von Spanien kehrte sie ihre siegreichen Waffen nach Gallien, alsdann nach Britannien, endlich nach Germanien. Aber eben hier, an den deutschen Völkerbündnissen zwischen der Donau und dem Rheine, hier verblutete der üppige, verweichlichte Riesenkörper und ward eine Beute der verachteten Barbaren, welche er fünf Jahrhunderte lang bekämpft hatte. Dieser Kampf ist ein bald Grausen und Abscheu erregendes, ermüdendes und niederschlagendes, bald aber auch hinreißendes und erhebendes Schauspiel. Versuchen wir es, die Hauptakte desselben unseren Lesern in bündiger Darstellung vorzuführen.

Gerade über hundert Jahre vor Christi Geburt hatte das stolze Rom die Deutschen zuerst kennen gelernt, in ihrer riesigen Stärke, ihrer heldenmüthigen

Tapferkeit und Freiheitsliebe, aber auch in ihren Fehlern und Schwächen. Die Cimbern und Teutonen, durch eine Ueberschwemmung oder durch Uebervölkerung gedrängt, verließen ihre Heimath im Norden von Deutschland und wanderten herauf an den Rhein, an die Donau und endlich über die Alpen, um von den Römern neues Land zur Ansiedelung zu begehren. Mit furchtbarer Gewalt drangen sie heran, rissen mehrere andere Stämme mit sich fort und schlugen nacheinander fünf römische Heere aufs Haupt. Da aber trennten sie sich, die Teutonen lagerten in Gallien, die Cimbern in Italien, und Rom, aus seinem „cimbrischen Schrecken" wieder erwacht, raffte sich auf und schickte ihnen neue Heere entgegen. Jetzt siegten das Gefühl der äußersten Noth und die Vortheile einer besseren Kriegskunst; der tapfere Marius schlug die Teutonen bei Aquä Sextiä, und bald darauf auch die Cimbern bei Vercellä, in zwei schrecklichen, verzweiflungsvollen Schlachten. Weit die Meisten der beiden Stämme waren gefallen oder hatten sich selbst getödtet; der kleine Rest aber der Ueberlebenden, im Elende von Land zu Land getrieben, kam endlich wieder in die verlassene Heimath zurück. So ging die cimbrische Wanderung vorüber und nichts blieb von ihr zurück, als der Nachhall grauenvoller Sagen.

Ein Menschenalter verfloß und Rom erzeugte einen zweiten Marius, einen edleren, höheren, in Cäsar. Dieser Held entschied zunächst das Schicksal des nordwestlichen Europas. Denn das altbevölkerte, altkultivirte, einst mächtige und furchtbare Gallien war jetzt entnervt und in sich zerfallen, es bot sich von selbst zur Beute eines fremden Eroberers an. Dort war nun Rom mit seinem Cäsar, und hier war Deutschland mit seinem Ariovist. Als Haupt des großen, siegreichen, gefürchteten Stammes der Sueven oder Schwaben stand Ariovist damals an der Spitze der deutschen Nation, ein stolzer, strenger, kluger, weitausgreifender Mann, ein Held seines Gegners würdig. Es war ein Weltereigniß, welches diesen Germanen mit jenem Römer zusammenführte, und der Tag der Entscheidung entschied das Schicksal des Westen von Europa.

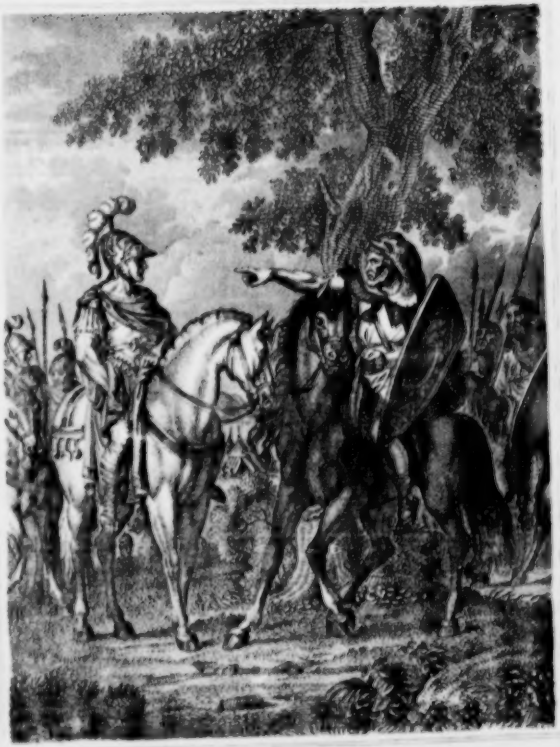
Unter den gallischen Völkerschaften lagen die Aeduer und Sequaner dem Südwesten von Deutschland am nächsten. Beide haßten sich, und um ihre Nebenbuhler zu überflügeln, wendeten sich die letzteren an die Deutschen diesseits

des Rheines, an den Stamm der Sueven, an den gefürchteten Ariovist. Er kam, besiegte die Aeduer und setzte sich fest im Lande. Das hatte man nicht gewollt, man erhob sich gegen ihn; er aber schlug die gallische Macht und berief mehr und mehr der Seinigen über den Rhein. Was würde ihn gehindert haben, fortzuschreiten und endlich sich ganz Galliens zu bemeistern? Das veraltete, morsche, schon halb zerfallene Reich war seinem energischen Geiste und der jugendlichen Kraft seines Volkes preisgegeben. Gallien war erobert, und in Folge dessen der europäische Westen schon damals von den Deutschen überfluthet — hätte Rom darüber aufkommen mögen, hätte es ein romanisches Spanien, Gallien und Britannien, ein römisches Rhein- und Donauland gegeben! Das Schicksal wollte es aber anders — die betrogenen Sequaner wendeten sich nach Rom um Hülfe gegen ihren Unterdrücker, und Rom sandte den Cäsar gegen den Ariovist.

Da ließ der römische Feldherr den Suevenführer zu einer Unterredung einladen. Dieser erwiderte: „Wenn ich etwas von Cäsar wollte, so würde ich zu ihm gehen; dagegen er Etwas von meiner Seite begehrt, so mag er zu mir kommen. Ich werde mich ohne Heer nicht in das römische Gallien wagen, sehe aber auch nicht ein, was die Römer in dem meinigen, das ich mir redlich erkämpfte, zu thun haben!" Als nun auf diese Antwort eine strenge Aufforderung erfolgte, Ariovist werde Gallien verlassen, oder das römische Volk zu seinem Feinde haben, bemerkte er den Gesandten: „Es ist Kriegsrecht, daß der Sieger den Ueberwundenen nach Gefallen beherrscht, das römische Volk übet ja selbst dieses Recht im vollen Maaße aus, und wenn ich ihm hierin nichts vorschreibe, so hat es auch mir nichts zu befehlen. Die Aeduer haben das Glück des Krieges versucht und da sie im Kampfe unterlegen, sind sie mir tributpflichtig geworden. Cäsar begeht ein großes Unrecht, wenn er mir durch seine unbefugte Einmischung die Früchte meines Sieges schmälert. Und wenn er die Aeduer rächen will, so mag er bedenken, daß noch Jeder im Streite gegen mich sein Verderben fand. Ich bin bereit, er mag kommen, er wird alsdann erfahren, was meine waffengeübten, noch nie besiegten Deutschen, welche seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, an Muth und Kraft vermögen."

Somit war die Kriegserklärung geschehen. Arioviſt brach auf, um ſich der Hauptſtadt der Aeduer zu bemächtigen; Cäſar aber kam ihm zuvor, und die Folge hiervon war eine Unterredung beider Feldherren. Sie kamen auf einem Hügel zwiſchen ihren Lagern zuſammen, zu Pferde, von ihrer Reiterei begleitet. Cäſar wiederholte hier ſeine frühere Forderung und Arioviſt kam mit vielem Nachdruck auf ſein Kriegsrecht zurück. „Ich bin nicht muthwilliger Weiſe über den Rhein gezogen; die Gallier ſelbſt haben mich gerufen und ich habe ihretwegen meine Heimath, meine Verwandtſchaft verlaſſen; ſie ſelbſt haben mir Land und Geiſeln gegeben, ſie ſelbſt hernach den Krieg begonnen. Ganz Gallien verſchwor ſich gegen mich, zog gegen mich heran und ich habe es in einer Schlacht beſiegt. Was willſt du nun von mir? Warum dringſt du in mein Gebiet ein? Dort iſt Gallien römiſch, hier bin ich Herr; laſſe mich ruhig in dieſem Bereiche, ich werde dich auch in dem deinigen nicht hindern.“ Während Cäſar hierauf bemerkte, daß die Römer ihre Bundesgenoſſen nicht verlaſſen könnten, näherten ſich die deutſchen Reiter dem Hügel und warfen Pfeile gegen die römiſchen, wodurch die Unterredung abgebrochen wurde. Die Bemühung, den Handel friedlich auszugleichen, blieb alſo erfolglos.

Beide Feldherrn bereiteten ſich ſofort zum Kampfe; aber dem Arioviſt wurde von wahrſagenden Frauen verkündet, daß er vor dem Neumonde unglücklich ſtreiten werde. Als Cäſar dieſes erfuhr, brach er eilends auf und griff die Deutſchen in ihrer Wagenburg ſo plötzlich und unverſehens an, daß ſie nicht mehr im Stande waren, ſich völlig zu rüſten; ſie blieben großentheils auf ihre Arme beſchränkt, ſie ſchlugen mit der Fauſt darein, ergriffen den Feind mit der freien Hand, würgten ihn oder ſchmetterten ihn zu Boden. Die Römer dagegen machten guten Gebrauch von ihren kurzen Waffen, ihrer Ordnung und Ueberzahl. Die Deutſchen wurden überflügelt und übermannt; doch war ihr Muth noch ungebrochen, ſie ſprangen in enge Rotten zuſammen und bedeckten ſich mit ihren langen Schilden — eine unbewegliche, für den Tod entſchloſſene Maſſe. Da ſprangen einzelne kühne Römer auf das Dach der Schilde, riſſen dieſelben auseinander und verwundeten ihren feſtgedrängten Feind von oben herab. So dauerte der verzweiflungsvolle Kampf um die Wagenburg her, bis Arioviſt endlich ſah, die Frauen hätten wahr geſagt, der Tag ſey für ihn verloren.



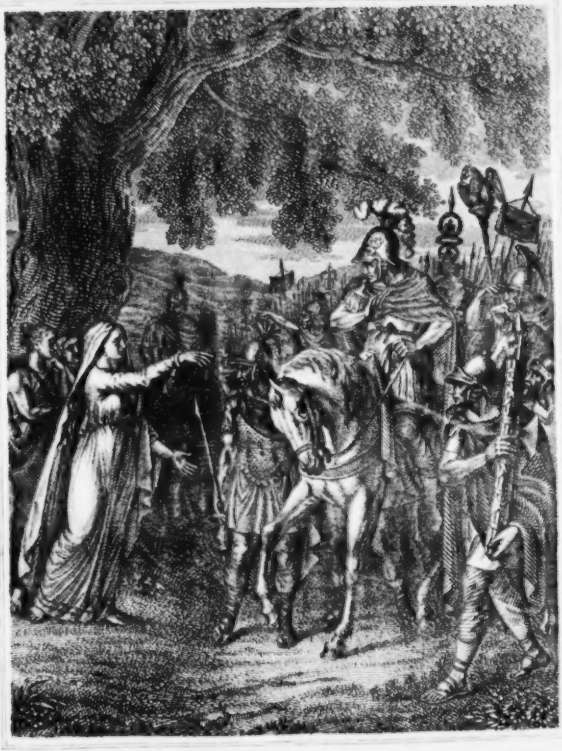
Er wandte sich mit der Reiterei fliehend dem Rheine zu, warf sich am Ufer in einen Kahn und rettete sich hinüber auf den heimathlichen Boden. Ihm folgte der Rest seines Heeres, noch vielfach angegriffen und geschlagen von den jenseitigen Anwohnern des Stromes.

Diesen Ausgang nahm der folgenschwangere Kampf zwischen Ariovist und Cäsar, im sechshundert sechs- und neunzigsten Jahre der Stadt Rom, vor Christi Geburt in dem acht- und fünfzigsten. Der freiheitsstolze Deutsche, vor dessen riesenhaftem, trotzigem Anblicke der römische Soldat sich anfangs muthlos verkrochen hatte, lag niedergeworfen — ein trauriges Opfer seines Aberglaubens und seiner vertrauensvollen Redlichkeit. Cäsar aber zog am Rheine hinab, und demüthigte noch andere Stämme, wobei er seinen Namen durch eine so schmähliche That befleckte, daß man zu Rom darauf antrug, ihn den Deutschen auszuliefern. Die Usipiter und Tenchterer hatten aus Furcht vor den Schweven ihre Heimath verlassen und den Rhein überschritten, um sich neue Niederlassungen zu suchen. Dieses wollte Cäsar anfangs nicht gestatten, ließ sich aber später in Unterhandlungen darüber ein. Während derselben verleitete die Ungeduld das junge Kriegsvolk der Deutschen zu einem muthwilligen Angriffe auf die feindliche Reiterei, welche es in die Flucht jagte. Da erschienen die Häuptlinge beider Stämme sogleich vor dem Feldherrn, den unzeitigen Vorfall zu entschuldigen und um Verlängerung des Waffenstillstandes zu bitten. Cäsar empfieng dieselben mit verstellter Freundlichkeit, versprach ihnen eine baldige Entschließung, ließ sie aber festnehmen, und ihr Volk, während es unbesorgt der Mittagsruhe genoß, unversehens überfallen und schonungslos niedermetzeln. Nach dieser Heldenthat überschritt der Sieger zweimal den Rhein, um der ganzen Nation den Schrecken seines Glückes einzujagen. Und nachdem er so die Rheingränze gesichert, alsdann seine Waffen auch nach den britannischen Inseln hinüber getragen, zuletzt die Gallier vollends besiegt und an Rom gekettet hatte, zog der ruhm- und glanzbedeckte Konsul gegen dieses sein Vaterland selbst, um auf den Trümmern der römischen Freiheit als einziger Gewaltsherr zu gebieten. Aber es erschien die Stunde des rächenden Geschicks — er fiel, eines Tyrannen würdig, unter den Dolchen verschworner Freunde.

Nach dem Falle Cäsar's wußte sich Augustus der höchsten Gewalt in Rom zu bemächtigen, ein klüger, ausdauernder Monarch, unter welchem das römische Reich die größte Ausdehnung und den größten äußerlichen Ruhm erlangte. Es hatte sogar, gleichsam gegen seine ursprüngliche Natur, einige Jahre ruhigen Frieden mit der Welt — seltenbar, um dieselbe Zeit, als in einer morgenländisch römischen Provinz der große Lehrer des Friedens geboren ward. Damals aber wurden die Pläne geschmiedet, wie man Deutschland unterjochen wolle. Und eben an den Deutschen ist Rom gescheitert, und eben durch die Religion des Verhaßten ist es zum zweitenmal die Beherrscherin der Welt geworden.

Augustus war kein Feldherr wie Cäsar, er sandte seinen Stiefsohn Drusus an den Rhein, um von dort aus die Eroberung Deutschlands zu beginnen. Die Wahl hätte nicht besser fallen können. Drusus, nachdem er mit seinem Bruder Tiberius, unter fürchterlichen Kämpfen, die freiheitstolzen Alpenvölker überwunden und halb vertilgt hatte, drang vorwärts, Schritt für Schritt, und sicherte jeden derselben durch Straßen, Brücken, Dämme, Thürme, Kastelle und Städte. Ja, er war der Mann, Deutschland unter das römische Joch zu bringen; aber, wie die Geschicke fallen, ein Weib an den Ufern der Elbe erschien ihm mit den Worten: „Zurück, der Lauf deiner Thaten ist vollendet; du wirst weiter kein deutsches Land mehr sehen!“ Und wirklich, noch ehe der junge Held den Rhein wieder erreichte, verblich er an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Da erhielt Tiberius die Statthalterschaft über die bisher eroberten Theile Deutschlands, ein Mann voll schlauer List und kalter Treulosigkeit. Es ist abscheulich, durch welche Mittel er die deutschen Eroberungen fortzusetzen unternahm, denn nicht wie ein redlicher Feldherr verfuhr er, in offenem, großem Krieg, nach dem Rechte der Schlachten, sondern mit kleinen Gefechten, mit Hinterstellung, Ueberredung, List und Treubruch. So besiegte er in seinem ersten Feldzuge die Stämme von der batavischen Insel bis herauf zu den Cheruskern, welche sich ihm als römische Bundesgenossen ergaben. Im zweiten sollte alles Land bis an die Elbe unterworfen werden. Mit einer Flotte schiffte er aus der Südersee der nördlichen Meeresküste entlang bis gegen die cimbrische Halbinsel,



alsdann die Elbe hinauf in das Land der Longobarden und brach den Widerstand dieses wildesten aller deutschen Völker. Noch weiter drang er und überall begleitete ihn das Glück seiner Unternehmungen. Als die Flotte zu den Semnonen kam, dem Hauptstamme der Schweven, zwischen dem Einflusse der Saale und der Havel in die Elbe, waffnete man sich endlich, um seinem Weiterdringen Einhalt zu thun. Das römische Heer hatte am linken Ufer gelandet und bald sah es die deutsche Mannschaft wohl gerüstet auf dem andern erscheinen. Niemand aber that einen Schritt zum Angriffe, sondern ein ehrwürdiger Greis aus der Mitte der Semnonen bestieg ganz allein einen Kahn, ruderte Angesichts der Römer über den Strom und bat um die Erlaubniß, ihren Feldherrn zu sprechen. Als es ihm gestattet worden, betrachtete er denselben lange stillschweigend und sagte alsdann: „Unsere Jugend ist thöricht, daß sie euch vor eurer Ankunft verehrte, und nun eure Waffen zu sehr fürchtet, um euch zu trauen; ich aber schätze mich glücklich, die Götter, von denen ich bisher nur gehört, heute mit eigenen Augen gesehen zu haben." Die Römer mochten gläubig diese Huldigung hinnehmen; es war des Ruhmes genug erworben und sie begaben sich auf den Rückweg. Den Deutschen aber schien jetzt der Augenblick gekommen, den stolzen, verwegenen Feind zu überfallen und zu vernichten. Sie eilten ihm vor und es kam zu einer wilden Schlacht — sie erlagen, wohl aus unzeitigem Ungestüm oder aus Unkenntniß der römischen Kriegsmanier. Von dem an jedoch hat kein Römer mehr das Ufer der Elbe betreten.

So trieb Tiberius seine schlauen Künste gegen die einzelnen Stämme, bis ein Mann ihm entgegentrat, welcher bestimmt schien, ein zweiter und glücklicherer Arioviſt zu seyn. Es war Marbod, das Haupt des markmännischen Bundes im südwestlichen Deutschland. Dieser Fürst war in Rom selbst gewesen, er kannte die römischen Pläne, die römische Herrschsucht, List und Wortbrüchigkeit; er sprach in einem stolzen und entschiedenen Tone, und verließ das unheilvolle Rheinthal, um im Herzen Germaniens, zwischen dem herzinischen Gebirge, an den Ufern der jugendlichen Elbe, mit seinem Volke eine unangreifbare Stellung zu nehmen. Als Tiberius hiervon unterrichtet worden, suchte er den deutschen Löwen durch Unterhandlungen in sein Netz zu ziehen; Marbod aber wies

ihn zurück — er hatte sein Volk in den Waffen geübt, und seine Macht durch Bündnisse vermehrt; er war der Unbesiegte, der Gefürchtete — die Zuflucht der bedrohten Völker; er zeigte sich entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu entgelten.

Jetzt rüstete Rom ein furchtbares Heer, zwölf Legionen, gegen den gefährlichen Nebenbuhler. Von Norden und Süden zugleich zog diese Macht heran, und welcher Angriff erwartete die Markmannen, welcher Kampf die Römer! Seit den Tagen des Pyrrhus und Antiochus hatte das römische Volk keinen solchen Feind zu fürchten gehabt — und in dem Augenblicke, als man auszog, um ihn zu vernichten, erscholl im Rücken des Heeres der Ruf eines furchtbaren Aufstandes aller Völker zwischen der Donau und dem adriatischen Meere, welche kaum erst von den Römern unterjocht waren. Tiberius, in dieser Noth, bot eilends Frieden an, und Marbod, dem das Schicksal Deutschlands in die Hand gegeben war, ging ihn ein, und schmeichelte sich, die Ehre der Nation bewahrt zu haben!

Der pannonische Aufstand indessen wurde gedämpft, und weithin im römischen Reiche herrschte jetzt ein ziemlicher Friede. Vergnügt mochte Augustus sein Auge umher werfen und im Stillen die Plane schmieden, wie er Deutschland, dessen ganze Süd- und Westseite bereits dem römischen Joche unterlag, endlich vollends seinem Reich einverleibe. Denn hier, von der untern Donau herauf bis an den Bodensee waren Pannonien, Norikum, Rhätien und Vindelizien, wie das Land von der südwestlichen Spitze des Rheines, zu beiden Seiten des Jura, wo die Helvetier und Sequaner wohnten, bis an den Genfersee, schon völlig romanisirte Provinzen, und dort von den Vogesen am Rheine abwärts bis an das Meer gehörte das ganze linke Thalgebiet unter dem Namen von Ober- und Untergermanien zur belgischen Provinz; zwischen Donau und Rheine aber, wo die rauhe Alp, der Schwarz- und Odenwald sich ausdehnen, in dem von den Markmannen verlassenen Gebiet, bildete sich durch deutsche und gallische Ansiedler ein römisches Vorland, und zwischen Rhein und Weser endlich hausten diejenigen Stämme, welche Drusus in seinen drei Feldzügen zum Theil besiegt hatte. Diese zunächst sollten jetzt romanisirt werden.

Der bisherige Statthalter Saturinus hatte sich beliebt zu machen gewußt, es folgte ihm aber Varus, dessen Geiz jenes System der Erpressung auch

hier einzuführen ſuchte, welches früher die Pannonier und andere Völker zur Empörung gebracht. Wer ein beſiegtes Volk für immer unterjochen will, der muß ihm vor Allem ſeine angeborne Sprache und ſein einheimiſches Recht nehmen. Der neue Statthalter befehligte eine Waffenmacht von ohngefähr fünfzigtauſend Mann; er hatte eine Menge römiſcher Werkleute, Krämer und Advokaten nach ſich gezogen; er betrachtete ſchon ganz Norddeutſchland als ſeine Provinz, ſchlug im Lande ſeine Gerichtsſtühle auf, und ließ nach römiſchem Geſetz und Prozeßgange verfahren. Einige Stämme verließen zwar ihre bedrohten Wohnungen und zogen ſich zurück in entlegene Waldgegenden; die meiſten aber blieben ruhig ſitzen und eine Menge furchtſamer Menſchen gab es, welche ſich willig der neuen Obwaltung fügten, viele Großen und Fürſten, welche in ſchmählicher Ehrvergeſſenheit dem römiſchen Statthalter geſchmeichelt und dankbar huldigten. Sie prangten mit dem römiſchen Bürgerrecht, ihre Söhne drängten ſich um Ehre und Sold in den römiſchen Dienſt, in die kaiſerliche Leibwache, und ganze deutſche Söldnerhaufen ließen ſich unter das römiſche Heer anwerben. Die Gaue wurden da und dort beſetzt und die Beſatzungen durch Befeſtigungen beſchützt: an den Winterlagern bildeten ſich größere Kolonien, es entſtanden Marktplätze, und verſchiedene Straßen erleichterten den Gewerb der Deutſchen mit den Römern. So ſchritt die Unterdrückung ſchleichend fort; ſo kamen fremde Geſetze, Sitten und Begriffe auf; das Einheimiſche verlor ſeine Geltung, wurde verachtet oder vergeſſen, und das Volk, die Maſſe der freien Männer, ſank mehr und mehr auf die Stufe römiſcher Sklaven herab. Die Länder bis an die Weſer, bis an die Elbe ſchienen gewonnen, wie das Vorland zwiſchen dem Rheine und der Donau — und waren ſie es wirklich, ſo herrſchte Rom im Herzen von Deutſchland.

Befreiung vom römischen Joch.

Als Rom gegen die drohende Macht der Markmannen jenes gewaltige Heer gerüstet, hatten unter viel andern Deutschen auch die Söhne des Cheruskerfürsten Sigimer römische Kriegsdienste genommen. Es waren Armin und Flavius — der erstere geboren im Jahre siebzehn vor Christus, und herangewachsen zu einem edlen, kräftigen Jünglinge, voll Verstand und Gemüth, die ihm sprechend aus den Augen leuchteten. Unter Saturninus zog er mit seinem Bruder, als Anführer einer Rotte deutscher Hülfstruppen, gegen Marbod, alsdann aber bei'm Ausbruche des panonischen Krieges unter Tiberius an die Donau und Sau hinab. Bald erwarb er sich durch seinen Eifer und militärischen Geist die Achtung des Feldherrn, erlangte das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Mehr und mehr ward ihm die fremde Sprache, Sitte und Kriegskunst eigen; aber — hatte er die Gluth schon mit aus der Heimath gebracht, oder schollen ihre Klagen zu ihm herüber, oder empörten die Erfahrungen des Unterdrückungskampfes sein freiheitliebendes Herz? Wie dem seyn mochte, er verließ das Heer und kehrte heim, während sein Bruder, in treuer Anhänglichkeit an den römischen Adler, auch nach Dalmatien folgte.

Als Armin in die Heimath zurückkam, fand er das geldarme Land von einem Statthalter beherrscht, dessen Geiz das reiche Syrien nicht hatte stillen können. Mit verhaltenem Ingrimm gewahrte er den stolzen Uebermuth der Fremdlinge und den niedergedrückten, leiden- und schmachvollen Zustand des

Volkes. Es gährte in seiner Brust, aber bald mußten Zorn und Wehmuth dem auftauchenden Entschlusse Raum gewähren. Ein großer Gedanke hatte sich vor die Seele des Jünglings gedrängt — die Befreiung des Vaterlandes vom römischen Joch! Hundert Versuche, dasselbe abzuwerfen, hatten schon andere Völker versucht, es war ihnen mißglückt, es war ihr Verderben gewesen. Und jetzt, da das ganze Rheinland durch Festungen gesichert lag, da bis an die Weser einzelne Straßen, Kastelle und Blockhäuser reichten, da der Statthalter sich von den drei schönsten Legionen umgeben sah, während ein großer Theil der einheimischen Jugend in auswärtigem Kriegsdienste stand, jetzt wagte es ein einzelner Jüngling, die Herrschaft des allgewaltigen Rom über sein Volk zu stürzen? Freilich — dieser Gedanke konnte nur in der Seele eines Armin entstehen und zur That gedeihen; von gewöhnlichen Seelen mußte er als verderbenschwanger gefürchtet oder als eine Thorheit verlacht werden.

Der kluge, gewandte, scharfblickende Armin aber verschloß ihn vorsichtig in seine Brust; er erschien unbekümmert um solche Dinge, erwarb sich die Gunst des Statthalters und erspähte die Gesinnung seiner Umgebung. Mancher wurde im Stillen zur Theilnahme gewonnen, Sigimer selbst war der erste dabei, und so bildete sich allmählich eine weitverzweigte Verschwörung gegen die Herrschaft der Fremdlinge. Indessen aber hatte sich Etwas ereignet, woran das ganze Werk zu scheitern drohte. Armin liebte Thusnelden, die Tochter seines Oheims, und da sie schonungslos einem Andern bestimmt wurde, entführte und ehelichte er sie. Der entrüstete Vater verließ nun vollends die vaterländische Sache, die ihm schon lange her wenig werth seyn mochte, und schloß sich um so enger an Varus an, je mehr das wachsende Familienzerwürfniß seine Rachsucht stachelte. In dieser Stimmung warnte er den Statthalter wiederholt, und entdeckte ihm endlich den ganzen Plan der Verschwornen. Doch Varus, verblendet durch ihre Verstellung, die sorglose Bequemlichkeit gewöhnt und durch die herrschende Ruhe eingewiegt, hielt Segest's Worte für eine Erfindung des Rachegefühls, da er den simpeln Deutschen, an denen ihm nur Stimme und Glieder für menschlich galten, eine so große, schlaue und umsichtig angelegte Unternehmung gar nicht zutrauen konnte.

„Wer nichts fürchtet, ist am leichtesten überrascht und bewältigt", dachte Armin und spielte seine Rolle glücklich fort. Nie war dem Statthalter williger gehuldigt worden und der Leichtgläubige, dem es schmeichelte, so unblutig ein wildes Barbarenvolk bezähmet zu haben, vergaß auch die nächste Vorsicht und schickte von seinem Heere einzelne Abtheilungen, als Streifkorps oder Besatzungen, da und dorthin. Inzwischen aber hatte sich die Verschwörung von dem kleinen Kreise vertrauter Freunde auf alle benachbarten Stämme ausgedehnt, und das im Geheimen geschmiedete Werk schien endlich reif genug, um an den Tag zu treten, oder Segest's Verrath nöthigte zur Eile. Da erscholl die Kunde, ein ferner Stamm habe sich empört. Varus rüstete sich, dem Aufstande zu begegnen; der Morgen des Abmarsches war bestimmt, und nochmals ließ das Geschick den Statthalter taub seyn gegen die Mahnungen des Verräthers. Es war umsonst, daß Segest bei'm letzten Nachtmahle ihn beschwor, der Sache nicht zu trauen. Er sollte den Armin mit den übrigen Häuptern, und ihn selbst als Geißel festnehmen — das Volk werde nichts wagen ohne die Fürsten und dann werde die Zeit den Schleier lüften.

Varus brach auf mit seinen Legionen, die Verschwornen aber blieben noch, um ihr Volk zu versammeln — sie würden ihm dann unverweilt folgen. Eilende Boten brachten den entferntern Gauen hiervon die Nachricht. Da erhob sich allenthalben die wehrhafte Mannschaft und zog gegen das Land der Cherusker, welche das Haupt des Bundes waren. In diesen Tagen wollte man schauerliche Zeichen der Vorbedeutung gesehen haben, Kometen, Nordlichter, Feuersäulen, Lawinenstürze und Heuschreckenschwärme; zu Rom soll der Blitz in den Tempel des Kriegsgottes geschlagen, und am Rheine eine unsichtbare Hand die Statue der Siegesgöttin umgewendet haben. Das zum Schein aufgestandene Volk lag nordöstlich, Varus entfernte sich also mit jedem Schritte mehr von der rheinischen Armee, die ihm sonst zu Hülfe kommen konnte. Der Zug bewegte sich höchst schwerfällig, Proviantwägen, Packpferde, Troß und Weiber ohne Ordnung untereinander. Hierzu kamen die Hindernisse der Gegend, bald enge Schluchten oder jähe Höhen, bald Moorgründe oder Walddickicht — da mußten erst mühsam Pfade gebahnt und Brücken geschlagen werden. Endlich trat zu alle dem noch schlechte Witterung ein; heftige Regengüsse wechselten mit Sturmwinden, Bäume

ſtürzten über den Weg, die Waldbäche ſchwollen an, und auf den naſſen Wurzeln und Raſen glitſchten Mann und Pferde aus. Der Zug wurde immer ordnungsloſer und immer mehr durch Müdigkeit gelähmt und gehemmt.

Als Varus in die Tiefe des Teutoburger Waldes gelangt war, hielt Armin den Augenblick der Rache für erſchienen. Die letzten Haufen des Zuges wurden von deutſchen Haufen, welche plötzlich aus dem Dickicht hervordrangen, überfallen und niedergemacht. Anfangs hielt es der Statthalter für unbedeutend, für die Neckerei einer vorüberſtreifenden Horde, alsdann ließ er drohen, ſah aber bald, daß die Sache ernſtlicher ſey. Mit vieler Mühe und unter großem Verluſte durch das kleine Gefecht, erreichte das Heer endlich eine waldige Anhöhe, welche ſich zum Lagerplatze eignete. Aber nur über die Nacht wagte man es, dort zu verweilen. Nachdem das beſchwerlichſte Gepäck verbrannt worden, ſetzte der Zug ſich fort. Ein zweiter Tag des Kampfes folgte, mühſam und blutig, wie der erſte. Die Legionen waren Morgens in wohlgeſchloſſenen Reihen ausgezogen — verwirrt und geſchwächt fand ſie der Abend; kaum gelang es ihnen, ein nothdürftiges Lager zu ſchlagen.

Das Licht des dritten Tages ging auf; aber ein trübes — bald fielen neue Regenſtröme und neue Stürme wütheten durch den Wald. Man hatte es nicht gewagt, länger zu raſten, und war frühe wieder aufgebrochen. Offenbar zog das Geſchick die Römer in's Verderben. Wollten ſie vorwärts oder wollten ſie zurück — die Gefahr blieb die gleiche, ſie ſahen ſich eingeſchloſſen in ein pfadloſes Waldgebirge, und vom Rhein bis an die Elbe hatte ſich das Volk erhoben, um den getäuſchten Feind zu vernichten. Durch den anhaltenden Regen war nicht nur der Boden für ihn ungangbar, ſondern auch ſeine Waffen großentheils unbrauchbar geworden; der Deutſche hingegen kannte die Gelegenheit des Landes und trug eine weit leichtere Bewaffnung. Es nahte die Stunde der Entſcheidung. Armin, von einer erhöhten Stelle herab, ordnete ſeine Schaaren in Keile, ſprach ihnen Muth ein und gab das Zeichen zum Angriffe. Da wurde geſtritten wie kaum jemals, hier in wilder Begeiſterung für die Freiheit, dort in verzweiflungsvoller Noth um das Leben. Immer gewaltiger drangen die Deutſchen heran, immer grauſenvoller erſcholl ihr Schlachtgeſang — die Legionen, umringt, getrennt, beraubt, fingen an zu wanken, es fielen ihre Anführer, es

sanken ihre Adler, die Beute deutscher Fäuste; Varus selbst, verwundet und vom Gefühle seines Unsterns überwältigt, stürzte sich in das eigene Schwert. Vergeblich bot der Lagerpräfekt Eggius den letzten Muth auf, die Schaaren noch zu halten; sein Amtsgenosse Gejonius, nachdem ein großer Theil des Heeres gefallen, ergab sich und erntete den Lohn seines schlechten Beispiels durch einen schmachvollen Tod, während der Legat Numonius mit der Reiterei nach dem Rheine entwich, aber vom Feinde erreicht und gleichfalls niedergemacht wurde. Jetzt ergriff die Verzweiflung den verlassenen Rest des Fußvolkes, es gab sich selbst den Tod, oder warf die Waffen weg, und fiel wehrlos unter den Streichen der Sieger. Beinahe Niemand konnte entfliehen, das ganze Heer mit Mann und Pferd und allem Trosse ging zu Grund. — Das Blut der Geschlachteten färbte die Waldbäche roth; viele Gefangene aber wurden in Abgründe gestürzt, in Moräste versenkt oder an Bäume aufgeknüpft, die Tribunen und Centurionen bei den Altären der nahen Haine als Opfer den Siegesgöttern geschlachtet. Als dieses der gefesselte Gälius sah, wand er seine Kette in einen Knäul und schlug sich damit die Stirne ein.

Und wie schrecklich die Schlacht, so grausenvoll waren ihre Folgen. Der Leichnam des Varus, von den Römern in der Eile halb verbrannt und dann begraben, wurde hervorgesucht, zerrissen und geschändet; das abgehauene Haupt sandte man dem Marbod, welcher es dem Kaiser nach Rom überliefern ließ. Alle im Lande lebenden Römer wurden grausam gehöhnt, zu Tode geplagt oder vertrieben. Am heftigsten wüthete man gegen die Advokaten, diese Blutegel des Volkes; man stach ihnen die Augen aus oder hieb ihnen die Hände ab, einem sogar schnitten sie die Zunge weg, nähten ihm den Mund zu und riefen: „Zische nun, Schlange!“ Die Beute des geplünderten Lagers und die überlebenden Gefangenen wurden nach Kriegsrecht vertheilt; da fand mancher vom Stande der Senatoren und Ritter als Viehhirte oder Hüttenwärter das Loos seiner Zukunft. Die gewonnenen Adler schenkte Armin dem Stamme der Bructern und Marsen; die übrigen Siegeszeichen aber wurden, zur Erinnerung des großen Tages, in den geweihten Hainen aufgestellt, während man die Leichname des erschlagenen Feindes den Elementen und reißenden Thieren überließ.

Dieſes war die dreitägige Befreiungsſchlacht der Deutſchen im Walde von Teutoburg. Als die Kunde davon nach Rom kam, ergriff ein Schrecken die Stadt, noch größer, als einſt der cimbriſche geweſen. Die drei ſchönſten, kräftigſten, geübteſten Legionen lagen vertilgt, und der ſiegende Feind konnte in wenigen Monden vor den Thoren ſtehen! Der Jammer über das Geſchehene, die Angſt vor dem Kommenden, waren unbeſchreiblich; Auguſtus ſelbſt verlor die Beſinnung und ſtieß unter verzweifelndem Schmerzensrufe ſein Haupt gegen die Wand, zerriß ſich das Kleid und ließ Bart und Haare wachſen; „Varus, Varus,“ wiederholte er oft, „gib mir meine Legionen wieder.“ Alle Deutſchen und Gallier, beſonders die deutſche Leibwache, wurden eilends aus der Stadt entfernt und dieſe durch vermehrte Wachen in Ruhe gehalten. Man veranſtaltete religiöſe Feſte, um die zürnenden Götter zu verſöhnen. Alle waffenfähige Mannſchaft wurde aufgeboten, und wer nicht freiwillig ſich ſtellte, durch Zwang, ſelbſt durch das Beiſpiel von Hinrichtungen in den Dienſt genöthigt, und das Heer durch freigelaſſene Sklaven ergänzt.

Doch hätte es dieſer Anſtrengungen nicht bedurft. Die Deutſchen waren in einen Bund getreten, um das fremde Joch zu zerbrechen — mehr wollten ſie nicht. Nachdem die feſten Plätze bis an den Rhein zerſtört und das Land von allen Merkmalen der Fremdherrſchaft geſäubert worden, blieben ſie ruhig. War der erfochtene Sieg nun ein glorreicher Beweis ihrer Freiheitsliebe und Tapferkeit, ſo erſcheint dieſe Mäßigung als ein ſprechendes Zeugniß ihrer redlichen Abſicht. Und dieſes muß auch den Vorwurf entſchuldigen, welchen man ihnen gemacht, ſie hätten ihr Werk mit Hinterliſt begonnen und mit Grauſamkeit vollendet. Die Römer freilich ſagten, daß nur der Verrath und die Elemente ſie beſiegt — von wem aber erlernte der Deutſche die Kunſt zu täuſchen, zu hintergehen, und wer gab ihm das Beiſpiel grauſamer Kriegsführung? Was im Teutoburger Walde geſchah, war eine Volksrache. Wer weiß es, wie die Empörung der Gemüther geſteigert worden, wenn gewiſſenloſe Advokaten ganze Familien um Hab und Gut brachten? wenn die Liktoren freie Männer bandten und ſchlugen, oder wenn auf deſpotiſchen Befehl das Haupt des Unſchuldigen unter ihrem Beile fiel? Das haben die ſpätern Deutſchen geduldig ertragen: aber jene freiheitsſtolzen Barbaren ertrugen es nicht.

Hätten die Deutschen sich nicht auf die bloße Nothwehr beschränkt, wer mag es berechnen, wozu sie im Verfolge ihres Sieges gekommen? Ganz Gallien stand ihnen offen, wenn sie die Niederlage des Varus eroberungssüchtig benutzen wollten, ganz Gallien mit seinem ausgesogenen, gedrückten, unzufriedenen Volk. Und wie leicht waren dann die Alpen überstiegen und die Gefilde Oberitaliens mit Völkerschwärmen überschwemmt; wie gewiß hätte sich dann auch Marbod aus seiner sichern Ruhe erhoben und seine wohlgerüstete Macht in die Wagschaale des Krieges gelegt! Aber das Loos der Zeit fiel anders; noch sollte kein deutscher Fuß die römische Gränze feindlich überschreiten; noch sollte die Lüsternheit Roms nach dem Herzen von Deutschland nicht gestillt seyn; eine neue Reihe von Kämpfen sollte folgen — Jahrhunderte lang, bis das Maaß der Verbrechen und Laster, das Maaß der Verdorbenheit unter den weltbeherrschenden Enkeln des Romulus voll war.

Die Teuteburger Schlacht geschahe im zehnten Jahre christlicher Zeitrechnung. Mehr als achtzehn Jahrhunderte sind also seither verflossen, und inzwischen gab es Zeiten, wo man nichts mehr von ihr wußte, wo die Sage von dem Helden, der sie geschlagen, vergessen war in der Masse der Nation. — Endlich wurde sein Andenken aus den Schriften der besiegten Feinde wieder aufgefrischt, wieder neu besungen; und in unsern Tagen errichtet man ihm aus den Gaben aller deutschen Stämme ein großartiges Denkmal. Ich sehe sein Bild sich erheben über die Gaue des Vaterlandes — blickt das stolze Haupt nicht freudig umher auf die reichbevölkerten, wohlbebauten, gesegneten Gefilde? Doch — eine düstre Wolke zieht über seine Braunen und mit strenger Stimme ruft er uns zu: „Was habt ihr gethan, was seyd ihr geworden seit dem Tage der ersten Befreiung? Ich höre euch reden von nationaler Einheit — wo ist der starke Völkerbund, den ich zu gründen begann? Ihr sprechet von deutscher Freiheit, und seyd abhängig von Aussen. Ihr sprechet von deutscher Kraft, und versinket in eine entnervende Weichlichkeit. Deutsche Treue rühmt ihr, und habt einander verrathen an fremde Mächte. Ihr rühmet deutsche Sitte, und seyd die Affen alles Fremden. Ihr verachtet eure Nachbarn, und bleibt hinter ihnen zurück. Ihr hoffet eine große Zukunft, und laßt die Gegenwart thatenlos vorübergehen."

Was erwiedern wir, was können wir erwiedern? Wahrlich, das Selbstlob, welches wir uns täglich streuen, es ist ein schlechter Ton auf den Donner jenes Rufes. Wir wollen den Kölner Dom vollenden, wollen die verlornen Provinzen erobern, wollen ein deutsches Meer, eine deutsche Flotte und deutsche Kolonien — und vermögen es nicht, das Wenige, was wir haben, in Wahrheit zu behaupten; vermögen es nicht, uns die ersten und unerläßlichsten Güter einer freien Nation zu erringen! So herrlich war unser Anfang, so erhaben unsere Bestimmung, so groß unser Verdienst — und jetzt soll es zu Ende seyn? Wir sollen einer entmannenden Kultur und Politik zum Opfer werden und untergehen, elend und schmachvoll, wie Griechenland und Rom? Das verhüte der Lenker der Völkergeschicke — er öffne uns die Augen, er lasse uns einig und stark werden durch unsere Noth und durch das Beispiel unserer Väter!

Das Denkmal Armins soll ein Denkmal der Einigkeit unter den deutschen Brüderstämmen seyn; denn hat nicht das Gefühl der Nothwendigkeit eines nähern Aneinanderschließens es hervorgebracht? Möchten wir dieses nie mehr vergessen und möchten noch unsere späten Enkel zu dem Standbilde des cheruskischen Helden wallfahrten, in dankbarer Erinnerung der Zeit, welche es erzeugt, und damit den Beginn einer nationalen Wiedergeburt Deutschlands so schön bezeichnet hat. Möchte es ihnen dann stets eine große und wirksame Mahnung seyn, daß das deutsche Volk wieder die erste Nation werden kann, wenn es frei und einig ist.

Neue Verſuche der Römer.

Rom konnte die varianiſche Niederlage nicht verſchmerzen. Sobald es möglich war, ſandte Auguſtus neue Truppen nach dem Rheine, und Alles wurde zu einem großen Rachefchlag vorbereitet. Das rheiniſche Heer ſtand wieder unter dem Befehle des Tiberius, welcher mit ſeiner alten Umſicht und Schlauheit zu Werke ging. Er hatte die Deutſchen am Strome erwartet; als ſie nicht kamen, wagte er es, denſelben zu überſchreiten. Man drang durch den cäſiſchen Wald gegen die Weſer vor, errichtete einen Schirmwall und verbrannte einige Weiler. Etwas Größeres auszuführen, hatte Tiberius wohl nicht im Sinn; er wollte nur zeigen, daß die römiſche Macht am Rheine noch ungebrochen ſey, und kehrte dann in die Hauptſtadt zurück, um den verſchobenen Triumph über die Beſiegung Pannoniens jetzt mit deſto größerem Glanze nachzuholen. Das Volk war auſſer ſich vor Freude und Auguſtus empfing ſeinen Stiefſohn mit den Worten: „Dieſer Eine hat durch ſeine wachſame Thätigkeit Alles wieder gut gemacht.“

Nach dem Abgange des Tiberius übernahm Germanikus, der Sohn des Druſus, den Oberbefehl am Rheine, ein jugendlicher Held, ſeines Vaters würdig, und der Liebling des Heeres. Acht Legionen ſtanden ihm zu Gebote, und eine Menge von Hülfsvölkern — mit einem Theile dieſer Macht ſollte er nach dem innern Deutſchlande dringen, alles Verlorene wieder gewinnen und die deutſche Eroberung vollenden. Inzwiſchen ſtarb Auguſtus und Tiberius beſtieg ſeinen

Thron. Diese Veränderung hatte einen Aufruhr der rheinischen Legionen zur Folge, Germanikus jedoch stellte die Ruhe bald wieder her und begann sein Werk. Er schlug eine Brücke über den Rhein, verfolgte den früheren Weg des Tiberius, stürzte sich unversehens auf den ruhigen Stamm der Marsen, und verwüstete grausam ihr Land auf viele Meilen weit. Da erhoben sich die benachbarten Stämme, empört über diese Mordbrennerei, oder aus Furcht, ein gleiches Schicksal zu erfahren. Sie besetzten den Wald, durch welchen das römische Heer seinen Rückweg nahm, ließen dasselbe fast ruhig an sich vorüber, warfen sich aber dann plötzlich und mit aller Gewalt auf den Nachtrab, dessen leichte Kohorten bald in Verwirrung geriethen. Schon lächelte die Siegesgöttin, als Germanikus heransprengte, den Seinigen mit hochschallender Stimme zurief, jetzo sey der Augenblick gekommen; es wirke, wie mit einem Stoße wurden die Deutschen angegriffen, getrennt und zurückgetrieben. Der Feind setzte ungehindert seinen Marsch fort und erreichte ruhig die Winterquartiere.

Das folgende Frühjahr überzog Germanikus die Katten. Er hoffte von diesem Feldzuge einen wichtigen Erfolg, denn die Deutschen waren unter sich zerfallen, und jenes Bündniß, welchem Varus erlag, schien aufgelöst, nachdem die Seele desselben in Fesseln lag. Es war dem Segest gelungen, seines verhaßten Schwiegersohnes habhaft zu werden, und als Armin durch die Seinigen wieder befreit worden, raubte ihm der unversöhnliche Schwiegervater die Gemahlin und hielt sie gefangen in seiner Burg. Da belagerte Armin dieselbe und bot Alles auf, Thusnelden zu retten. Segest aber schickte heimlich Abgeordnete an den römischen Feldherrn und ließ ihn um Hülfe bitten. Germanikus, nachdem er die Katten besiegt und ihr Land schonungslos verwüstet hatte, wie das der Marsen, eilte freudig herbei, und entsetzte den Belagerten mit seinen Verwandten und Anhängern. Die Ehrvergessenen erfreuten sich einer glücklichen Befreiung, Thusnelda aber wurde von dem herzlosen Vater der Hand des Römers überlassen. Welches Schicksal! Doch sie errang es mit heroischem Gemüth; keines Klagelautes, keiner Thräne würdigte sie den stolzen Sieger — man brachte sie gebunden nach Rom. Segest, der Römerfreund, hatte von den Deutschen gesprochen, als wolle er sie zu ruiger Unterwerfung bereden, als wolle er der Vermittler zwischen Rom und seinem Vaterlande werden. „Nicht heute zum

erstenmal," sagte er, „habe ich dem römischen Volke meine Treue und Standhaftigkeit bewiesen. Seit mich Augustus mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt, habe ich zwischen Freund und Feind stets in eurem Interesse gehandelt, und nicht etwa aus Haß gegen mein Vaterland, sondern weil ich wünsche, was beiden Theilen zum Frommen gereichen möchte. Darum hatte ich den Rebellen Armin, den Räuber meiner Tochter, angeklagt und darauf gedrungen, mich und die Verschworenen festzunehmen. Jene Nacht ist Zeuge davon; o, daß sie meine letzte gewesen wäre! Varus verschob aber die Sache, bis es zu spät war — und was nun geschah, ist mehr zu betrauern als zu entschuldigen. Der Verräther lag in meinen Fesseln; jetzt aber bin ich genöthigt, bei den Römern Hülfe gegen seinen Anhang zu suchen. Wie gleich bei deinem Erscheinen, so ziehe ich immer noch die herkömmliche Ordnung diesen Neuerungsversuchen, die Ruhe den Wirren der Empörung und des Krieges vor, schon um deswillen, weil ich meinen Eid nicht brechen darf; alsdann aber auch in der Hoffnung, die Deutschen, wenn sie sich reuig ergeben, um ihrem Verderben zu entgehen, mit den Römern wieder auszusöhnen." Diese Sprache führte Segest; aber furchtsam hat er zugleich den Feldherrn für sich und seinen Anhang um Niederlassungen jenseits des Rheines, da es ihm unter seinem Stamme nicht mehr geheuer war. Germanikus gewährte die Bitte und nahm seinen Rückzug.

Armin aber, durch diese Vorfälle, durch seines Schwärs Verrath und den schmachvollen Raub seines Weibes bis zur Wuth empört, durchflog das Land und rief die Stämme zum Kampfe, zur Rache auf gegen Segest und den Germanikus. Der Schmerz, der Zorn, die Hoffnung verliehen ihm ergreifende, hinreißende, begeisternde Worte. „Welch' ein trefflicher Vater, rief er, welch' ein großer Feldherr und tapferes Heer! All' ihre Hände haben sie gebraucht, um ein Weib hinwegzuführen! Drei Legionen haben wir besiegt, drei Legaten sind durch unser Schwert gefallen. Nicht durch Verrath, nicht gegen Weiber führten wir den Krieg, nicht gewöhnt, auf dieselbe verrätherische Weise zu verfahren, wie sie mit mir, nicht gewöhnt gegen schwangere Weiber, sondern auf offenem Felde gegen einen bewaffneten Feind. Noch sehet ihr die eroberten Fahnen und Waffen, welche ich in unseren Hainen als Siegeszeichen den Göttern des Vaterlandes geweihet. Kehret euch nicht an Segest, lasset ihn das unterjochte

Rheinufer aus römiſcher Gnade bewohnen — nie werden es die Deutſchen genug verwünſchen können, daß dieſer Menſch es war, durch deſſen Verrath die römiſchen Ruthen und Beile bis an die Elbe drangen. Andere Völker wiſſen nichts von Tribut und Leibesſtrafen, weil ihnen die römiſche Herrſchaft unbekannt geblieben; ihr aber habt das Joch zerbrochen und von euch geworfen. Auguſtus und Tiberius ſind erfolglos abgezogen, fürchtet euch daher nicht vor einem unerfahrnen Jünglinge, vor einem aufrühreriſchen Heer. Wenn euch das Vaterland, wenn euch die Gurigen, und die Sitten eurer Väter noch heilig ſind, wenn ihr unabhängig bleiben und eure Heimath behalten wollt, um nicht wie Segeſt von der Gnade Roms zu leben, ſo fliehet dieſen Helden ſchmachvoller Knechtſchaft und folget mir auf die Bahn des Ruhmes und der Freiheit."

Entflammt durch ſolche Reden erhoben ſich die Cherusker und ihre Nachbarn; es erneuerte ſich das alte Bündniß, der alte Muth, die alte Rache. Germanikus befürchtete einen allgemeinen Ueberfall, und um demſelben zuvorzukommen, ſandte er den Unterfeldherrn Cäcina mit vierzig Kohorten durch das Land der Brukterer, den Präfekten Pedo mit der Reiterei über Friesland, und vereinigte ſie hernach mit ſeinen vier Legionen an der Ems. Hierdurch erreichte er ſeinen Zweck, da einige Stämme aus Furcht ruhig blieben, andere aber ihren vereinzelten Widerſtand flehend aufgaben. So gelangte das römiſche Heer an den Teutoburger Wald. Als Germanikus dies erfuhr, drängte ihn das Gefühl, das varianiſche Schlachtfeld aufzuſuchen und den dort Gefallenen den letzten Dienſt zu erweiſen. Er ſchickte den Cäcina voraus, um zu rekognoſciren und die Wege zu bahnen. Da fanden ſie die grauenvollen Orte, ſahen die gebleichten Beine hier zerſtreut, dort angehäuft, von Waffenſtücken und Pferdegerippen umgeben. Schauer ergriff das Heer und Thränen traten in das Auge des Feldherrn. Germanikus befahl, die traurigen Ueberreſte zu begraben, und ließ einen Todtenhügel errichten, auf den er ſelbſt den erſten Raſen legte. Gedemüthigt zugleich und Rache entflammt verließen die Legionen den Schauplatz der ſchrecklichen Niederlage — vorwärts ging es, um die alte Schmach durch neue Siege zu tilgen.

Inzwiſchen aber hatte Armin die Zeit benützt, ſich dem Feinde genähert und ihn in eine Gegend verlockt, wo die Lage zum Angriffe günſtig war; er beſetzte mit dem Hauptheer eine freie Haide, und hielt den Reſt im Hinterhalte.

Von da aus wurden die römische Reiterei und die ihm folgenden leichten Kohorten plötzlich überfallen, zerstreut und in die Moräste getrieben. Es erschienen die Legionen, aber kaum gelang es ihnen, eine völlige Niederlage zu verhindern. Der Tag war für die Römer verloren, und sie nahmen eilends den Rückzug, Germanikus dem Meere, Cäcina dem Rheine zu. Aber Armin war dem Letztern vorangeeilt: sein Volk drang unermüdet durch Wälder und Sümpfe, und so kampfentbrannt, daß er sie zurückhalten mußte. Als nun die Römer auf den schlechten und schmalen Dammwegen in's Stocken geriethen, als ein Theil ihres Volkes die zerfallenen Stellen des Dammes wieder herstellen mußte — da schien der Augenblick des Angriffes gekommen, und Armin rief den Seinigen zu: „Hier Varus wieder und seine Legionen." Und in der That, es hätte eine zweite Teutoburger Schlacht werden können. Die Lage der Römer war schrecklich. Vielfach getrennt und ohne Ordnung standen sie; unter ihren Füßen wich der morastige Boden, schwere Rüstungen und unbrauchbare Geschosse belästigten sie. Die Deutschen dagegen mit ihren Riesenleibern und langen Speeren überragten den Feind, kämpften so von oben herab, oder stachen die römischen Pferde von unten in den Leib. Cäcina's Macht gerieth in die äusserste Verwirrung, er selbst stürzte vom Pferd — die Niederlage wäre vollendet gewesen, wenn nicht das junge Volk der Deutschen zu frühe der Beute nachgegangen, und nicht die Nacht den Römern aus ihrer Kampfesnoth geholfen.

Aber es war eine angst- und mühevolle Nacht für sie, und als der Morgen erwachte, drohte neue Gefahr. So sehr herrschte die Furcht im römischen Lager, daß ein geringer Zufall die Soldaten in den äussersten Schreck versetzte und Cäcina sich vor ihnen quer über den Weg werfen mußte, um eine allgemeine Flucht zu verhindern. Die Deutschen dagegen waren voll Hoffnung, voll Begierde des Kampfes. Daher fügte Inguiomer's kühner Vorschlag, das Lager zu stürmen, während Armin's weiter reichender Blick nur in der bisherigen Manier, den Feind nicht hinter seinen Verschanzungen, sondern zwischen Wäldern und Sümpfen anzugreifen, einen sichern Erfolg ihrer Waffen sah. Schnell und hastig drangen die Schaaren in den Graben, füllten ihn auf und bemühten sich, den Wall zu ersteigen, auf welchem nur wenige Römer sichtbar waren. Aber plötzlich öffnete sich das Thor und unter hochschallendem Kriegsgeschrei stürzten die Kohorten

aus dem Lager hervor und fielen den Deutschen in den Rücken. Der Kampf verwandelte sich bald in ein mörderisches Niedermetzeln, welches nicht eher als mit dem Tage abnahm; Armin war unverletzt, Inguiomer dagegen schwer verwundet davon gekommen. Nach diesem blutigen Ausfall setzte Cäcina seinen Rückzug fort, der Colonia Agrippina zu, wo man aus Furcht vor einem vermeinten Einfalle der Deutschen schon die Brücke hatte abwerfen wollen. Also war auch dieser Versuch der Unterjochung mißlungen, und das Vaterland sah sich durch den heldenmüthigen Cheruskerfürsten zum andern Mal von der römischen Oberherrschaft befreit.

Inzwischen hatte Germanikus sein Heer durch rätische, vindelizische, batavische und deutsche Hülfsvölker wieder ergänzt, und führte es auf tausend Schiffen von Batavien durch den Ocean in die Mündung der Emse. Er wollte, da die Feldzüge zu Land so ungünstig ausgefallen, nach dem Plan seines Vaters, zu Wasser in das Herz von Deutschland eindringen, um mit frisch erhaltener Mannschaft die erschütterten Stämme zu überziehen. Von der Emse zog das Heer an die Weser, während die Flotte zur See nachfolgte. Nun ging es stromaufwärts, durch das Land der Angrivarier, welche einen Aufstand im Rücken der Römer theuer büßten, nach den Gauen der Cherusker. Dort stand Armin mit seinen Schaaren. Von den übrigen Häuptern begleitet, trat er an das Ufer und rief hinüber, ob ihm Germanikus nicht erlauben möchte, seinen Bruder zu sprechen. Als solches gestattet wurde, erschien Flavius, der bisher mit gleicher Treue im römischen Heer gedient, und unter Tiberius ein Auge verloren hatte, am andern Ufer. Armin grüßte ihn, und nachdem auf seine Bitte die römischen Bogenschützen entfernt worden, fragte er den abtrünnigen Bruder spottend: „Woher diese Verunstaltung deines Gesichtes?“ Flavius nannte die Schlacht. „Und was war dein Lohn dafür?“ erwiederte Armin, und verlachte den Verblendeten, als er von erhöhtem Solde, von Kette, Krone und andern Geschenken sprach, „schmählichen Zeichen der Knechtschaft“. Aber Flavius erhob jetzt die römische Größe, und die Schätze seines Herrn, sprach von der harten Strafe, die über die Besiegten verhängt werde, und von der gnädigen Aufnahme derjenigen, welche sich reuig ergeben. Armin dagegen forderte ihn auf, bei dem heiligen Rechte der vaterländischen Sache, bei der alten Freiheit, bei den Göttern Deutschlands,

bei dem Schmerze der flehenden Mutter, zurückzukehren, und anstatt als Ueberläufer der Verräther seiner Familie und seines Volkes, ein redlicher Anführer desselben zu seyn. Flavius aber hatte keinen Sinn für diese Worte; es kam zu harten Aeußerungen, zu Schmähreden, und der Strom würde die entbrannten Brüder kaum verhindert haben, in einen Zweikampf zu gerathen, wenn man den Flavius nicht zurückgehalten, als er sein Pferd und seine Waffen verlangte. Voll Zorn und Verachtung wandte sich Armin ab von dem Ehrvergessenen, entschlossen, durch eine zweite Teutoburger Schlacht auch die Legionen des Germanikus zu vernichten.

Tags darauf erschienen die Deutschen gerüstet am Weserstrande, und lockten die Römer über den Strom, wobei die batavischen Hülfsvölker eine Niederlage erlitten. Weiter hinderte Armin den Uebergang nicht; er hatte seine Bundesmannschaft in einem heiligen Haine versammelt, um in der Nacht das römische Lager zu erstürmen. Dies aber wurde dem Germanikus durch einen Ueberläufer verrathen und so wahrscheinlich auch verhindert. Denn erst am folgenden Morgen rüstete man sich zur Schlacht. Germanikus sprach den Seinigen Muth ein, indem er ihnen vorstellte, wie die kurzen römischen Waffen weit besser für den Kampf in Waldgegenden geeignet seyen, als die langen und schlechtbeschaffenen der Deutschen, und indem er sie aufforderte, mit ihm in den Fußtapfen seines Vaters und Oheims den Sieg zu verfolgen. Armin aber führte eine andere Sprache zu seinem Volke: „Dort stehen sie, die flüchtigen Ueberbleibsel der varianischen Niederlage, welche Meutereien erheben, um den Gefahren des Krieges zu entgehen. Die einen mit Wunden auf dem Rücken, die andern ermüdet und gebrochen von den Anstrengungen der Seefahrt, so sollten sie kämpfen gegen den neu entflammten Feind — sie, ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolges, zu Schiffe, um keinem Widerstande zu begegnen oder den Weg der Flucht frei zu haben. Aber vergeblich wird ihre Vorsicht seyn, denn kommt es einmal zum Handgemenge, so helfen weder Segel noch Ruder. Gedenket, Brüder, des Geizes, des Uebermuthes, der Grausamkeit unserer Feinde. Nichts bleibt uns übrig, als unsere Freiheit zu behaupten oder zu sterben, um einer schmachvollen Knechtschaft zu entgehen."

Diese Reden thaten ihre Wirkung, von beiden Seiten wurde die Schlacht verlangt und voll Kampflust aufgebrochen. In der Idistav, einer zwischen der

Weser und dem Gebirge gelegene Fläche, trafen die Heere zusammen. Die Cherusker besetzten die Anhöhen, die andern deutschen Stämme den angränzenden Wald und die nächste Ebene, wo sie von jenen unterstützt werden konnten. In der römischen Schlachtordnung standen die gallischen und germanischen Hülfsvölker voran, dann folgten vier Legionen mit der Reitergarde des Cäsar's, und endlich wieder vier Legionen mit den leichten und übrigen Hülfstruppen. Es war ein Umstand, dessen Folgen vielleicht die Schlacht entschieden, daß die Cherusker aus Ungeduld zu frühe ihre vortheilhafte Stellung verließen; denn alsobald fiel ihnen die feindliche Reiterei in die Seite und in den Rücken, das Fußvolk rückte nach, und so geriethen die Deutschen dergestalt in's Gedränge, daß die einen aus der Ebene in den Wald, wie die andern aus dem Wald in die Ebene stürzten, und die Cherusker vollends von den Höhen vertrieben wurden. In diesem Wirrwarr bewies Armin seine Geistesgegenwart — mit Wort und That, selbst nachdem er verwundet war, hielt er die Waffen der Seinigen aufrecht. Als die Reihe der Pfeilschützen anrückte, drang er auf sie ein und hätte sie gesprengt, wenn die rhätischen, vindelizischen und gallischen Kohorten sich ihm nicht entgegengeworfen. Als ihm gewiß ward, daß die Schlacht verloren sey, faßte er die letzte Kraft zusammen und kämpfte sich durch auf seinem Streithengste, das Angesicht bis zur Unkenntlichkeit mit Blut bedeckt. Auch Inguiomer entkam; die zersprengten Haufen aber fielen hier unter den Streichen der Sieger, oder ertranken dort, von den Pfeilschützen verfolgt, in der Weser. Von Morgens bis in die Nacht hatte die Schlacht gedauert, und auf viele Meilen Weges war die Gegend mit Leichnamen und Waffen übersät.

Doch aber verloren die Deutschen keineswegs den Muth; sie sammelten sich wieder, erhoben den Landsturm und verfolgten den Rückzug der Römer bis an die Gränzmarken der Angrivarier. Dort wählten sie eine tiefe und feuchte Ebene zwischen dem Wald und der Weser zum Angriffe, und wehe vielleicht den Römern, wenn nicht der ganze Plan dem Germanikus wäre verrathen worden; denn trotz seiner Gegenmaßregeln behielten sie im Kampfe die Oberhand und erlagen nur erst, als das römische Wurfzeug ihre Reihen lichtete. Auch dieser Kampf dauerte bis in die Nacht. Germanikus hatte Alles aufgeboten, die Legionen anzufeuern; den Deutschen aber, obwohl Inguiomer mit dem alten

Mutde ſtritt, mangelte der ſicher leitende Blick, denn Armin wurde durch ſeine Wunde zurückgehalten. Die Römer ſelbſt ſchrieben den erlangten Sieg nur ihrer beſſern Bewaffnung und höhern Kriegskunſt zu.

Nachdem Germanikus ein Denkmal über die zwiſchen dem Rheine und der Elbe bekriegten Völker errichtet hatte, ohne jedoch die Elbe zu erreichen, ließ er die aufrühreriſchen Angrivarier demüthigen, und ſchiffte ſein Heer auf der Emſe wieder ein, um die Winterquartiere zu beziehen. Unterwegs aber erhob ſich ein Sturm und zerſtreute die Flotte, welche großentheils zu Grunde ging; nur wenige Schiffe wurden gerettet, einige andere zur Noth wieder hergeſtellt, um die auf die Inſeln verſchlagene Mannſchaft zu ſammeln und heim zu bringen. Um jedoch zu verhindern, daß die Deutſchen durch dieſen Schiffbruch zu neuen Unternehmungen ermuthigt würden, überzog der römiſche Feldherr die Katten und Marſen, trennte ihre Schaaren, und erweckte durch ſein kühnes Erſcheinen nach einem ſo großen Verluſte allgemeine Furcht und Bewunderung. Noch um einen Feldzug wäre es zu thun geweſen, und alle bisherigen Kämpfe für die Unabhängigkeit Deutſchlands hätten fruchtlos geendigt — wenigſtens glaubte dies Germanikus; der Kaiſer aber rief ihn zurück, unter dem Vorwande, daß gegen die Deutſchen durch Klugheit mehr zu erreichen wäre, als durch das Schwert. „Auf ſolchem Wege," ſchrieb er, „habe ich die Sigambern überwunden, die Schweven und den König Marbod gewonnen. Die Cherusker und ihre Nachbarſtämme kann man ruhig ihren einheimiſchen Zerwürfniſſen überlaſſen."

Germanikus eilte nach Rom und hielt daſelbſt den ihm zuerkannten Triumph. Unter den Gefangenen, welche den Zug ſchmückten, erblickte man auch Thusnelden mit dem dreijährigen Sohne Armin's — und daneben ſtand Segeſt mit einigen Gliedern ſeiner Familie als Zuſchauer! So endigte das blutige Drama, welches ſeit der Teutoburger Schlacht zwiſchen dem Rheine und der Weſer geſpielt hatte, mit einem glänzenden Schauſpiele in Rom. Ein anderes hob jetzt an, ein weniger blutiges, aber weit traurigeres, nicht zwiſchen den Deutſchen und ihrem gemeinſchaftlichen Feinde, ſondern unter ihnen ſelbſt durch innern Zwiſt und erbitterten Bruderkrieg.

Armin und Marbod.

All' diesen Kämpfen hatte Marbod ruhig zugesehen. Er war eigensüchtig nur mit der Erweiterung und Befestigung seiner Macht beschäftigt, und erblickte seinen Vortheil sowohl in den Unfällen der Römer, als in den Niederlagen der Deutschen. Sein Reich erstreckte sich bereits von der Oder bis an die Donau, und von der March bis an die Saale. Diese Länder hatten sich größtentheils freiwillig in seinen Schutz begeben, aber er beherrschte sie nicht, wie ein freigewähltes Oberhaupt, sondern im Sinne eines Gefolgsherrn, eines Königs, der nach erblicher Gewalt strebt. Wie einst Ariovist, beabsichtigte er einen kriegerischen Staat — die Häupter der ihm untergebenen Völkerstämme waren seine Vasallen. Hierin sah er die stärkste Stütze seines neuen Reiches, eine gesicherte und glänzende Zukunft.

Der stolze Markomannenfürst aber betrog sich; denn gerade dieses System machte ihn seinen besten Völkern verdächtig und verhaßt. Sie hatten sich ihm nicht ergeben, um in seinem Geiste beherrscht zu werden, sondern um durch die Vereinigung unter ein kräftiges Oberhaupt frei, sicher und stark zu seyn. Das Ansehen gegen Außen wußte Marbod allerdings zu handhaben, seine Macht blieb unangetastet in sicherer Ruhe; was er seinen Völkern aber raubte, die innere Freiheit, das sahen sie mit eifersüchtigen Blicken ihren Brüderstämmen unter Armin's Oberbefehl vollkommen gewährt. Der arminische Völkerbund kam an Ausdehnung dem marbodischen Reiche lange nicht bei, übertraf ihn

jedoch an innerer Einheit und Stärke durch das Vertrauen auf das leitende Haupt, dessen unermüdliche und offene Bestrebungen für die vaterländische Freiheit die verdiente Anerkennung fanden. Während nun eine ehrgeizige Eifersucht auf diesen Ruhm den Inguiomer, der sonst so getreu und tapfer an Armin's Seite gestritten, mit seinem ganzen Gefolge zum Ueberläufer machte, fielen die Semnonen und Longobarden von Marbod ab, und schlossen sich dem arminischen Bunde an. Hierdurch kam der lang verhaltene Groll zum Ausbruche. Armin erhob den gerechten Strafkrieg gegen den deutschen Fürsten, welchem er einst vergeblich das Haupt des Varus übersendet hatte. Beide Häupter rüsteten ihre Macht; die deutsche Freiheit, nachdem sie den äussern Feind glücklich entfernt, zog jetzt gegen den innern zu Felde, um ihr Werk zu vollenden.

In einem Thale Sachsens trafen die ausgezogenen Heere zusammen — Heere, wie das innere Deutschland noch keine gesehen, zahlreiche, wohlbewaffnete und wohlgeübte; denn das marbodische war nach römischem Muster gebildet, und das cheruskische hatte in den vielen Kämpfen gegen Rom gleichfalls gelernt, in geschlossenen Reihen, unter bestimmten Feldzeichen, mit Hülfshaufen, und nach dem Kommando des Feldherrn zu streiten. Armin, hoch zu Rosse, durchritt seine Schlachtreihen, erinnerte überall an die wiedererrungene Freiheit, an die erschlagenen Legionen, und zeigte auf die erbeuteten Römerwaffen, welche viele der Seinigen trugen. „Gegen einen Flüchtling, rief er, fechten wir, der nirgends kämpfen gelernt hat, der sich von den Einöden des Harzwaldes vertheidigen ließ, und durch Geschenke und Gesandtschaften einen Bund mit Rom erheuchelte; gegen einen Verräther des Vaterlandes, einen Knecht des Kaisers, der unsern Haß und seinen Untergang ebenso verdient, wie Varus. Erinnert euch der Schlachten all', wodurch wir die Römer besiegten, und der Welt bewiesen, wem der Preis der Tapferkeit gebühre."

Auf der andern Seite erhob auch Marbod seine Stimme, prahlte mit seiner Macht, und schleuderte Schmähungen auf seine Feinde. Dann stellte er den Inguiomer den Seinigen vor als die Zierde der Cherusker, dessen Rathschlägen das Volk seine Siege verdanke. „Der tollkühne, unerfahrne Armin, fuhr er fort, eignete sich fremden Ruhm zu; weil er drei Legionen mit ihrem

Feldherrn ebenso hinterlistig als treulos überfallen, zum Verderben Deutschlands, wie zu seiner eigenen Schmach, während sein Weib und sein Sohn noch in den Ketten der Knechtschaft schmachten. Ich aber, ich war von zwölf Legionen unter Tiberius Befehl angegriffen worden, und habe die Ehre Deutschlands unbefleckt zu behaupten gewußt, und sofort auf gleiche Bedingnisse hin den Frieden erlangt. Vergesset es nicht, daß es nun in eurer Hand liegt, den Krieg oder die Ruhe des Friedens zu wählen."

Während die Heere durch diese Reden entflammt wurden, trieb sie auch ihr eigenes Interesse in den Kampf, indem es hier den alten Ruhm und die neu erfochtene Freiheit, dort aber die Erweiterung der Herrschaft galt. Noch niemals in Deutschland war mit so zahlreicher Macht geschlagen worden, und noch niemals mit so gleichem Vor- und Nachtheil; denn auf beiden Seiten siegte der linke über den rechten Flügel, also daß der Tag völlig unentschieden blieb. Armin rüstete sich zu einer zweiten Schlacht, Marbod aber hatte den Muth verloren, er zog sich auf die Höhen zurück, und bekannte sich dadurch für den Ueberwundenen. Dieser schmähliche Rückzug raubte ihm das Vertrauen der Seinigen; sie gingen haufenweise zu Armin über, daß er endlich wie verlassen dastand und genöthigt war, in seine Heimath zurückzukehren. Von dort aus schickte er nun Boten nach Rom um Hülfe; Tiberius aber ließ ihm erwiedern: „man sey nicht gesonnen, denjenigen gegen die Cherusker zu unterstützen, der für die Römer nichts gethan habe, als sie diesen Feind überzogen." Da es indessen ganz im römischen Interesse lag, die inneren Zerwürfnisse der deutschen Völker zu nähren, so wurde Drusus, der Bruder des Germanikus, nach Deutschland gesendet, um den Frieden zu vermitteln, das heißt, um durch Intriken die gebrochene Macht des Marbod vollends zu vernichten.

Der Plan gelang auch. Man hatte einen Jüngling von angesehener Herkunft gefunden, Namens Katwald, welcher früher der gewaltthätigen Hand des Markmannenkönigs entflohen war, und jetzt herbeieilte, um sich zu rächen. Er fiel mit einer starken Mannschaft in das markmännische Gebiet, drang ungehemmt vorwärts, gewann die vornehmsten Häupter für sich, und nahm die Hauptstadt Marbods mit dessen Burgvogt und allen Schätzen hinweg. Kein Schwert erhob sich für den betrogenen Fürsten mehr — so schnell und so völlig

sank seine Macht. Von all' den Seinigen verlassen, floh er über die Donau nach Noricum. Als dieses der Kaiser erfuhr, ließ er ihm mit schlauer Freundlichkeit eine Freistätte anbieten, worauf Marbod in seinem prahlerischen Styl erwiederte: „Vielen andern Völkern, die mich wegen meines Ruhmes zu sich gerufen, ziehe ich die Freundschaft der Römer vor." Tiberius sagte ihm einen sicheren Aufenthalt in Italien zu, mit der vollen Freiheit, denselben nach Belieben wieder zu verlassen. So wurde er nach Ravenna gelockt, und daselbst wie ein Gefangener beobachtet. Er errang auch diese Schmach, aus Liebe zum Leben, und starb endlich vergessen von seinem Volk und verachtet von den Römern.

Einen andern Ausgang nahm Armin, einen weit tragischern. Denn da er nach Marbods Entfernung das einzige Haupt in Deutschland war, erwachte die Eifersucht der Großen und der alte Haß in seiner Familie aufs Neue wieder. Dieses Feuer wurde vom Kaiser sorgfältig geschürt, da er den Armin auf dieselbe Weise zu verderben suchte, wie den Marbod. Sogar das Mittel des Giftes verschmähte er nicht, um den deutschen Freiheitshelden aus dem Wege zu räumen, und als es aber mißlang, wurde im Senat ein Brief des chattischen Fürsten Adgandester verlesen, welcher seinen Tod versprach, wenn man ihm jenes Mittel übersenden wolle, worauf Tiberius die Antwort beschließen ließ, daß das römische Volk sich nicht durch Meuchelmord, sondern im offenen Felde an seinen Feinden zu rächen pflege. Mehr und mehr indessen wuchs die Parteiung unter den Cheruskern, und Armin wurde verschieen, als trachte er nach der königlichen Gewalt, nach der Alleinherrschaft. Ihn jedoch beseelte nur der Geist der Freiheit und der Größe seines Volkes; er rastete nicht, durch Wort und That das Band der Eidgenossenschaft, welche von ihm gegründet worden, zusammen zu halten, und die Leitung des Bundes zu behaupten; er errang über diesen edlen Bestrebungen ungebeugt den Verlust seines Weibes und Sohnes, welche noch immer zu Ravenna lebten; und unerschrocken trat er der wachsenden Zwietracht entgegen, kämpfte mit wechselndem Glücke, als der innere Krieg ausgebrochen war, und hätte bei seinem Talent, seinem Muth, seiner Ausdauer wohl endlich gesiegt — da aber fiel er durch die List seiner eigenen Sippen, in der Blüthe des Mannesalters, nachdem er seit zwölf Jahren die Hauptmannschaft des cheruskischen Bundes geführt.

Wer erkennt aus Armins Thaten nicht den Feldherrn von Genie, den edelsten Freiheits- und Vaterlandsfreund? Er verstand das Große des Krieges, er war muthvoll und kühn, wie kein Anderer, dabei aber besonnen in seinen Planen, und ausdauernd in seinen Unternehmungen. Nicht überall im Volke fand er einen lebendigen Sinn für Freiheit, für die Sache des Vaterlandes; er mußte die empfänglichen Gemüther, die fähigen Männer oft mühsam aufsuchen; er sah sich verlassen von seinen Mitfürsten, verrathen von der eigenen Familie, überall gehemmt, bedroht — und unter den heftigsten einheimischen Parteiungen zog er aus gegen den fremden Feind. „Und er schlug dem römischen Reich jene Wunden nicht bei dem schwachen Anfange, sondern zur Zeit der glänzendsten Größe desselben, in Schlachten oft besiegt, doch unüberwunden, und ging so als der Befreier Deutschlands hervor.“ Dieses Zeugniß gab ihm der größte Geschichtsschreiber Roms; die deutschen Völker aber besangen seine Thaten noch lange Jahrhunderte, bis andere, christliche, Heldennamen den seinigen verdrängten.

Es wird der schönste Ruhm für unsere Zeit seyn, daß sie es war, welche das Gedächtniß Armins mit so lebhafter Theilnahme zu feiern begann; aber vergessen wir darüber nicht, daß vor drei Jahrhunderten schon ein hochgesinnter Jüngling, wie Armin, dessen Schatten heraufbeschwor, um in seinem Geiste die Befreiung Deutschlands vom neurömischen Joche zu wagen. Kein deutscher Freiheitsheld steht würdiger neben dem großen Cheruskerfürsten, als Ulrich von Hutten.

Innere Zwietracht der Deutschen.

Als die Römer an den Rhein und die Donau kamen, waren die deutschen Stämme noch ohne näheren Zusammenhang unter sich, erst das Eindringen des gemeinschaftlichen Feindes nöthigte sie zu festeren Vereinen. So war der markmännische, so der cheruskische Bund entstanden. Solche Völkerbündnisse bleiben fortan die charakterische Grundlage des deutschen Nationalwesens, und durch ihre immer festere Ausbildung wurde endlich der große Nationalfeind überwunden. Zwischen jenen ersten Versuchen und diesem Siege liegt aber eine lange Zeit der traurigsten, blutigsten innern Zerrissenheit Deutschlands, über welche nur eine große und würdige Unternehmung herauéragt — der batavische Freiheitskrieg.

Nach dem Ausgange von Armin und Marbod verschwanden ihre Stämme, und andere Völker traten in den Vordergrund. Es erhoben sich die Friesen wider die harte Besteuerung der Römer, ihnen folgten die Kaninefaten, und die Katten bedrohten das römische Obergermanien. Aber am mächtigsten im innern Deutschland erhoben sich die Hermunduren; sie stießen mit den Katten zusammen, es kam wegen Salzquellen an der Gränze zum Streit, und aus diesem erzeugte sich ein erbitterter Kampf, ein heiliger Krieg, da das Salz für ein besonderes Geschenk der Gottheit galt, und das Kattenvolk geschworen hatte, ihr den besiegten Feind mit der ganzen Beute zum Opfer zu bringen. Es siegten aber die Hermunduren, welche nun thaten, was jene ihnen

geſchworen. Solche Stammkriege wurden von den Römern überall fleißig genährt, und die Deutſchen waren mitten auf dem Wege, ſich ſelbſt zu zerfleiſchen, als der bataviſche Aufſtand ihre Blicke wieder auf den gemeinſamen Feind zu ziehen begann.

Die Batavier am Niederrhein waren ſeit langem her eine römiſche Provinz, und hatten auch das gewöhnliche Schickſal einer ſolchen, ſie wurden von den Landpflegern und ihrem Gefolge auf's Erbärmlichſte gepreßt und ausgeſaugt. Als nun nach dem Hingange des abſcheulichen Nero die römiſche Macht zwiſchen Vitellius und Veſpaſian ſich parteite, erhob ſich Claudius Civilis, der Befehlshaber einer bataviſchen Kohorte, der unter Nero des Hochverraths angeklagt und gefeſſelt nach Rom geſchleppt, ſpäter jedoch wieder freigelaſſen worden war, ein militäriſches Talent, wie Armin, und ebenſo voll des tiefſten Römerhaſſes in ſeiner Bruſt. Dieſer Mann verſammelte eines Tages die Vornehmſten und Tapferſten ſeines Stammes in den heiligen Hain zu einem nächtlichen Mahle. Dort ſprach er, während die Getränke die Gemüther erwärmten, von dem Ruhme ihrer Vorfahren, dann von den Unbilden, Erpreſſungen und andern Uebeln der Knechtſchaft. „Nicht mehr als Bundesgenoſſen, fuhr er fort, ſondern wie Sklaven behandelt man uns. Der Legat, mit ſeiner läſtigen Geleitſchaft, mit ſeinem ſtrengen, ſtolzen Tone, wann kommt er, um unſere Klagen zu vernehmen? Wir ſind den Präfekten überlaſſen und den Centurionen, welche unerſättlich unter ſtets neuen Namen ihren Raub erheben und das gedrückte Volk bis auf's Blut ausſaugen. Nun ſtehet uns eine Aushebung bevor, ich hoffe, ſie wird unſere Söhne von ihren Aeltern und Brüdern das Letztemal trennen. Denn zu keiner Zeit ſtand die Sache der Römer mißlicher als in dieſem Augenblicke, wo auſſer dem aufgehäuften Raub und den Invaliden nichts in den Winterlagern ſich befindet. Erhebet daher eure Blicke, ſchauet um euch, und ihr werdet vor dem leeren Namen der Legionen nicht mehr erſchrecken. Wir dagegen haben eine ſtarke Anzahl von Fußvolk und Reiterei; die Deutſchen ſind unſere Brüder, die Gallier wollen daſſelbe, was wir. Ja, ſelbſt den Römern wird unſer Aufſtand erwünſcht ſeyn, da er für die Partei des Veſpaſian zu geſchehen ſcheint — über den Sieg alsdann ſind wir keine Verantwortung ſchuldig."

Dieſe Worte wurden mit dem lebhafteſten Beifallrufe aufgenommen, und man ſchwur ſich feierlich in die Hände, unerſchütterlich zuſammen zu halten.

Man schickte sofort geheime Boten aus, und zog sowohl die Kaninefaten als die Friesen in das Bündniß. Civilis verfolgte denselben Plan, wie Armin, er täuschte die Römer bis zum entscheidenden Augenblicke. Es kam zur Schlacht — da ging die Kohorte der Tungern zu den Batavern über und entschied den Tag. Diesem schnellen Siege folgte auf ähnliche Weise ein zweiter. Nun rief Civilis das ganze Volk unter die Waffen, und lud die Gallier, die Germanen zur Theilnahme ein, um endlich der römischen Herrschaft diesseits der Alpen ein Ende zu machen. „Gallien," sagte er, „ist nur durch sich selbst bezwungen worden; Deutschland hat die Knechtschaft muthig wieder vertrieben — die Götter halten es mit den Tapfern." Und ein Weib kam ihm zu Hülfe, eine geheiligte Seherin, die Allrune Velleda, im Lande der Brukterer; sie verhieß den Deutschen den Sieg, den Römern den Untergang. Da schlugen sich die Brukterer und Tenchterer auf die Seite des Civilis, und dieser zog nun mächtig am Rheine herauf, seinen Feinden überall Verderben drohend. Aber er hatte die Larve noch nicht abgelegt, sein Aufstand galt noch immer als Parteikrieg für den Vespasian. Da kam endlich die Nachricht, Vitellius sey geschlagen, und die gallischen Befehlshaber forderten den Civilis zur Anerkennung Vespasians auf. Jetzt mußte die Larve fallen — der batavische Feldherr erklärte sich offen als Feind der Römer.

So begann denn unter Civilis der batavische Freiheitskrieg, wie unter Armin der cheruskische. Sein erster Fortgang war glänzend, es wurden benachbarte Völker in's Bündniß gezogen, und mit ihrer Hülfe ein vollständiger Sieg über das römische Heer erfochten. Aber das Glück änderte sich nachmals; es trat ein geübter Feldherr an die Spitze des Feindes, Cerealis; die verbündeten Fürsten wurden schwankend, und Civilis verlor eine Schlacht. Er mußte zu den Ubiern fliehen, wo ihn das Schicksal Armins traf — seine Gemahlin und Schwester wurden an den römischen Feldherrn ausgeliefert. Doch verlor er hierüber so wenig wie jener den Muth. Er sammelte ein neues Heer, und stellte sich den Römern furchtbar gegenüber. Da zeigte ein Ueberläufer dem Feinde einen Umweg. Cerealis gerieth den Deutschen in den Rücken und schlug sie. Civilis zog sich auf seine Insel zurück und setzte durch Dammeinschnitte den ganzen Landstrich unter Wasser. Sein Widerstand

blieb aber keineswegs hierauf beſchränkt — er rüſtete eine Flotte, und griff den Feind zur See an. Es kam zu einem Treffen, welches ohne Entſcheidung endigte, und als hierauf bei'm Eintritte der Herbſtzeit große Ueberſchwemmungen alle Kriegsoperationen aufhoben, knüpfte Cerealis geheime Unterhandlungen an, um das niederdeutſche Bündniß zu trennen.

Es glückte ihm. Denn bei dem wankend gewordenen Glücke des Civilis thaten die römiſchen Vorſtellungen, Drohungen, Verſprechen und Geſchenke ihre Wirkung. Die Deutſchen wurden laß, die gemeinen Bataver verzweifelten, und die Großen ſchoben das ganze Unglück auf die Selbſtſucht des Anführers. Mit tiefem Schmerz mochte Civilis dieſe Veränderungen wahrnehmen. Sein Werk der Befreiung, welches ſo glänzend, ſo viel verheißend begonnen hatte, ſah er ſcheitern, trotz aller angewendeten Mühe und Ausdauer — was blieb ihm übrig, die Flucht, der Tod? Er hoffte vielleicht noch Etwas von der Zukunft und bat den Cerealis um eine Unterredung. Ihr Erfolg iſt nicht bekannt, ſo wenig als der Ausgang des edlen Kämpfers. Die Bataver aber traten jetzt in ihre alten Verhältniſſe unter die römiſche Herrſchaft zurück.

Der Freiheitskrieg des Civilis hatte ein einziges Jahr gedauert, es war das ſiebzigſte unſerer Zeitrechnung. Aber es folgen nun ganze Jahrzehnte, welche er an Thatenglanz weit überſtrahlt. Mit dem batavischen Feldherrn und der Seherin Velleda verſchwanden auch alle nationellen Beſtrebungen unter den deutſchen Völkern, die alte Zwietracht erhob ihr Haupt wieder und hetzte einen Häuptling, einen Stamm gegen den andern auf. So verjagten die Katten den Fürſten der Cheruſker, wie die Bructerer ihren eigenen; ſo fielen jene im Kampfe gegen ein römiſches Hülfsheer, und dieſe in einer Hauptſchlacht gegen die Chamaven und Angrivarier. Von den Römern wurde indeſſen wenig mehr gegen Deutſchland unternommen; ſie beſchäftigten ſich mit der Unterwerfung Dakiens. Bei dieſer Gelegenheit erhoben ſich auch einige deutſche Stämme, ſie gewannen aber nichts Entſcheidendes, und die muthigen Dakier wurden, wie die deutſchen Völker im Weſten, durch innere Zwietracht in ihren Untergang geſtürzt. Der Rhein und die Donau blieben die Gränzen des römiſchen Reiches.

Einfälle in's römiſche Reich.

Auf dieſe lange thatenarme Zeit folgten aber zwei Jahrhunderte der größten Bewegungen und wichtigſten Geſtaltungen. Es trat ein lebendiger Geiſt in die deutſchen Völker, der Geiſt der Vereinigung. Sie traten in große Bündniſſe zuſammen, theils zum Schutze ihrer Gränzen, theils zu neuen Unternehmungen gegen Rom. Denn dieſes, nach einer Reihe ſchlechter und ſchwacher Kaiſer, erhob ſich durch einige vortreffliche Männer noch einmal zu einer drohenden Höhe. Doch vermochten ſie den veralteten Koloß für die Zukunft nicht mehr zu halten. Als er ſichtbar zu ſinken begann, wuchs der Muth der Deutſchen zu immer kühneren Wagniſſen heran, bis er ihrem Andrange endlich vollends erlag.

Die Bewegung begann mit dem markmänniſchen Kriege gegen die Römer an der Donau. Es waren eine Menge von Völkern mit den Markmannen im Bunde. Fünfzehn Jahre lang kämpfte Kaiſer Mark Aurel mit höchſter Anſtrengung gegen ſie, und erkaufte ſich die Ruhe vor ihnen durch Friedensanbietungen, welche ihnen Vortheile genug gewährten. Und wie ſich im Südoſten von Deutſchland dieſer markmanniſche Verein gebildet hatte, ſo trat bald hernach im Weſten der alemanniſche hervor. Die Eidgenoſſenſchaft der Alemannen beſtand aus Völkern von ſchwediſcher Abſtammung, und hatte die Gaue von der obern Donau bis an den Main und Rhein im Beſitz. Es waren äuſſerſt freiheitsliebende, kriegeriſche und ausdauernde Stämme, deren

Nahrungsquellen mehr in der Jagd und Viehzucht, als im Ackerbau bestanden. Am Niederrhein umfaßte der Bund der Franken großentheils die Völkerstämme, welche vormals zum cheruskischen gehört hatten, nur die Cherusker selbst nicht. Sie zeichneten sich aus durch eine verwegene Kühnheit und eine Tapferkeit, von welcher man sagte: „Hat einer aus ihnen sein halbes Leben eingebüßt, so kämpft er noch mit dem Ueberreste." Hinter den Franken, an der deutschen Nordküste, breitete sich der sächsische Verein aus. Zu diesen Sachsen gehörten die Cherusker, Bructerer und Angrivarier. Es waren Ackerbau und Schifffahrt treibende Stämme. Im Osten von Deutschland endlich erscheinen die drei Völkervereine der Gothen, Vandalen und Alanen.

Durch diese Vereine der deutschen Völkerstämme wurde das römische Reich unaufhörlich und von allen Seiten bedroht und angegriffen. Auf die Rheingränze stürzten die Alemannen und Franken. Jene durchbrachen den Gränzwall, welchen die römischen Kaiser von der Donau bei Ulm bis an den Rhein bei Mainz gezogen hatten, um das rheinische Vorland zu schützen, brachen in Gallien ein, überzogen Rhätien und Vindelizien, und drangen selbst bis nach Italien vor. Diese aber durchzogen ganz Gallien und sollen bis nach Spanien gekommen seyn. Die Donaugränze ward von den Markmannen, Vandalen, Sarmaten und Quaden beunruhigt, und die Ostgränze von den Gothen und Herulern, welche zu Schiffe zwei-, dreimal in den Pontus, in den Archipellagus drangen, und Kleinasien, wie den ganzen Peloponnes verheerend durchstreiften. Freilich geschahen diese Einfälle und Raubzüge in größeren Zwischenräumen, und die Völkerschwärme wurden von den römischen Heeren vielfach zurückgedrängt, geschlagen, und nicht selten völlig vertilgt oder zerstreut. Aber sie waren nun einmal in den Strom hineingerissen, und geben nicht nach, bis der Riese überwunden lag.

Wie hartnäckig die Angriffe auf die römische Gränze immer wieder erneuert wurden, zeigen uns zunächst die Alemannen. Es war im Jahre zweihundert und zehn, als Kaiser Karakalla, welcher damals im rheinischen Vorland verweilte, sich an die Gränze der Deutschen begab und ihre junge Mannschaft vor sich berief, um sie in seinen Sold zu nehmen, dieselbe aber plötzlich umringen und niedermetzeln ließ, wie er später auch viele gefangene Frauen so herzlos

als Sklavinnen verkaufen ließ, daß sie sich und ihre Kinder gegenseitig selbst das Leben nahmen. Diese Grausamkeiten hatten einen erbitterten Krieg zur Folge, und seitdem erschien der alemannische Bund beinahe ein volles Jahrhundert hindurch als unversöhnlicher Feind an der südwestlichen Gränze des Reiches. Keine Mauer, kein Wall, keine Kastelle schirmten dieselbe mehr, die Alemannen drangen vor, überschwemmten das Vorland, und bemächtigten sich selbst des linken Rheinufers. Einige große Kaiser trieben sie zwar wieder zurück und schlugen ihre Heere oft bis zur Vernichtung; aber umsonst, „denn diese Alemannen waren eine so kraftvolle Nation, daß sie ohngeachtet aller Verluste immer gleich stark auftraten, als wäre ihnen seit Jahrhunderten kein Unfall begegnet."

So geschah es denn, daß Kaiser Konstantius genöthigt wurde, den Alemannen nicht nur das Vorland, sondern den ganzen Landstrich zwischen dem Rhein und vogesischen Gebirge von Mainz bis an den Jura hinauf urkundlich abzutreten, wogegen sie den Römern für immer einen unverbrüchlichen Frieden gelobten. Sie hielten ihn auch getreulich, bis Julian, der römische Befehlshaber in Gallien, sie feindlich überzog, und dadurch ihres Schwurs entband. Sie flohen mit ihrer Habe theils über den Rhein, oder verschanzten sich theils auf den Inseln desselben. Hier ließ Julian sie von einem entschlossenen Haufen seiner Hülfstruppen angreifen, wobei ein schaudervolles Blutbad entstand, da weder die wehrlosen Greise, noch die Mütter mit ihren Säuglingen verschont blieben. Nach dieser Heldenthat ernteten die Römer das Korn ein, welches die Alemannen im Rheinthale angesäet hatten. Hierdurch wurde der alemannische Zorn bis zur Wuth gesteigert, und es erhob sich das ganze Volk zu einem Schlag der Rache.

„In der Ebene von Straßburg versammelten die alemannischen Fürsten ihre Gefolgschaften und die Hülfstruppen der verbündeten Stämme. Drei Tage und Nächte dauerte der Uebergang über den Rhein. Als sie sich gelagert hatten, legte eine Gesandtschaft dem römischen Feldherrn jene kaiserliche Urkunde vor, und verlangte die Räumung des darin vertragsmäßig an ihr Volk abgetretenen Landes. Anstatt aber zu antworten, ließ Julian die Gesandten festnehmen, und beeilte sich, die Alemannen unversehens zu überfallen. Sie indeß hatten

von den Bewegungen der Römer einige Kundschaft erhalten, und erwarteten wohlgerüstet den Angriff. Als der Cäsar dieses bemerkte, hielt er an und stellte seine Legionen in Schlachtordnung. Auf den rechten Flügel stellte er die Reiterei, den linken führte sein Feldhauptmann Severus; ihn selbst umgab eine Schaar auserlesener Mannschaft. Die Alemannen waren in mehrere Keile getheilt; ihre Reiterei, nach deutscher Weise mit Fußgängern untermischt, stand der römischen gegenüber; ihren rechten Flügel deckten sie durch einen starken Hinterhalt, welcher in dichtem Gesträuche verborgen lag. Jenen befehligte der Fürst Knodomar, der Urheber des ganzen Unternehmens, eine riesige Heldengestalt, hoch zu Rosse, wie einst Armin, mit einer rothen Binde um den fliegenden Haarbusch, in glänzendem Waffenschmuck, einen gewaltigen Speer in der Faust; diesen sein Neffe Agenorich, ein Jüngling, an Einsicht und Ernst weit über die Jahre. An Zahl mochten sich beide Heere gleichkommen; etliche über dreißigtausend Mann stark soll das alemannische gewesen seyn."

„Die Schlacht begann beiderseits mit dem Geschoß. Hierauf wollten die Römer angreifen; aber die entschlossene Stellung der Alemannen lähmte ihren Muth. Sie zauderten; ihre Gemüther schienen voll Bangigkeit. Da durchflog Julian mit seiner Garde die Reihen, zürnend, mahnend, ermunternd. Knodomar inzwischen, voll Kampfbegierde, sprang vom Pferde und stellte sich an die Spitze seines Fußvolkes. Mit hinreißendem Ungestüm und unter dem rufenden Schalle der Schlachthörner stürzte er sich auf die römische Reiterei. Nichts glich dem Anblicke der Alemannen; ihre Augen sprühten, wild wehten die Haarbüsche um ihre Häupter, drohend schwangen sie ihre Lanzen. Bald waren beide Heere handgemein. Der Kampf wogte hin und her; dicke Staubwolken umhüllten die Streiter und Ströme von Blut bedeckten das Erdreich; das Jammergeschrei der Fallenden, das Gebrülle der Obsiegenden, das Geklirre der Waffen erfüllte die Luft. Da wichen die römischen Reiter; kaum brachte sie Julian wieder zum Stehen. In diesem Augenblicke ließ Knodomar den Kern seiner Macht gegen die Linie des feindlichen Fußvolkes aufbrechen. In vollem Laufe zogen die Keile der Alemannen heran, es ertönte ihr gewohnter Schlachtgesang, anfangs mit dumpfem Gemurmel, dann immer heller, immer stärker, endlich mit furchtbarem Gebrause, gleich der Brandung empörter

Meereswogen. Die Römer erhoben die Schilde und bildeten ein Dach über ihren Häuptern, aber die alemannischen Schwerter und Streitärte schlugen es durch. Schon war der Stoß der Keile entscheidend, als batavische Hülfsvölker das Gleichgewicht wieder errangen. Indessen stürzte ein Haufen vornehmer Alemannen aus seinem Rückhalte plötzlich an den Feind hervor, und drang mit unwiderstehlicher Gewalt mitten durch die Feindesreihen bis zur Garde Julians. In der Hitze des Streites aber wurde vergessen, die Seiten zu decken, also fielen die Römer auf dieselben ein, worüber ein gräßlicher Kampf der Verzweiflung entstand. Denn jeder Fallende rächte sich noch an seinem Gegner durch die äußerste Anstrengung der letzten Kraft, und über ihm hinweg warf sich sein Gefährte in den gleichen Tod. Bald war die Schaar dieser Helden ein Haufen blutriefender Leichen. Als die Uebrigen das vergebliche Opfer sahen, verließ sie die Zuversicht des Sieges, und ein grausenhaftes Gefühl bemächtigte sich ihrer Seele. Sie flohen. Der Tag war entschieden."

„Während der Rest des alemannischen Heeres sich über den Rhein rettete, eilte Knodomar mit seinen Getreuen nach dem Lager zurück. Aber das Unglück wollte es, daß sein Pferd beim Sprunge über einen Graben im Schlamme stecken blieb, und daß ihn die Römer erkannten, als er mühsam einen nahen Hügel erkletterte. Der Feind umringte alsobald die Anhöhe, doch machte der gefangene Held einen solchen Eindruck auf seine Verfolger, daß keiner Hand an ihn legte, bis er sich selber ergab. Hierauf hielten es seine Gefährten für edler, das traurige Loos der Gefangenschaft mit ihm zu theilen, als in der Flucht ihre Rettung zu versuchen. Er wurde nach Rom gebracht, wo ihn bald ein verzehrender Gram seines lästigen Daseins überhob. Diesen Ausgang nahm die Schlacht bei Straßburg im Jahre dreihundert sieben und fünfzig, dieses Ende der Fürst Knodomar, die Seele seines Volkes, der Schrecken seiner Feinde, ein jedenfalls ungewöhnlicher Mann, und wie Armin und Civilis eines besseren Glückes würdig."

Julian drang nun über den Rhein, und griff die Alemannen in ihrem eigenen Lande an. Aber nur schwer, nur nach grausamen Verheerungen und durch schmähliche Verrätherein gelang es ihm, sie zur Ruhe zu vermögen. Und nach seinem Tode brachen sie mit den Franken und Sachsen abermals in die

gallischen Provinzen ein, und erkämpften sich endlich den bleibenden Besitz des Landes, welches ihnen Kaiser Konstantius urkundlich zugesichert, und dessen Vertheidigung den Römern so viel Anstrengung und Blut gekostet hatte. Es geschah dies vorzüglich durch den Fürsten Makrian, welcher wie Knodomar, als die leitende Hand seines Volkes den Römern furchtbar geworden. Als der Friede mit denselben beschworen ward, sah man ihn, das Haupt eines kleinen alemannischen Stammes, den Kaiser, den Beherrscher eines viele Jahrhunderte alten Weltreiches an dem diesseitigen Ufer des Rheines, auf dem eigenen Grund und Boden mit stolzen Mienen empfangen. „So weit war es gekommen, so weit war der römische Adler gesunken, welchen der große Cäsar vor dreihundert Jahren zuerst in diesen Gegenden aufgepflanzt."

Bis hierher reichet die alte Geschichte der Deutschen, die Geschichte des auf seine natürlichen Gränzen beschränkten, heidnischen Deutschlands. Es folgen nunmehr zwei Ereigniße, womit eine neue Zeit beginnt, es folgt die Völkerwanderung und die Aufnahme des Christenthums — Ereigniße, welche die ganze Gestalt Europa's verändert haben.

Die große Völkerwanderung.

Unter dem Kaiser Julian hatte das weltbeherrschende Rom seine Kräfte zum Letztenmale erfolgreich aufgeboten. Es besaß damals wenigstens noch einigen militärischen Geist; von dem an aber erstarb auch dieser. Das Sittenverderbniß, welches längst die vornehmen Klassen der Gesellschaft vergiftet, griff allgemein um sich, und nahm endlich so sehr überhand, daß man die Schilderungen davon ohne Abscheu und Entsetzen nicht lesen kann. Wie hätte diese erschlaffte und durchfaulte Masse der jugendkräftigen Bewegung widerstehen können, die sich damals unter den östlichen Völkern erhob? Der Andrang desselben war so heftig und fortdauernd, daß keine Möglichkeit denkbar ist, wie der morsche Koloß sich noch halten konnte. Er stürzte unter zahllosen Blutströmen und Rauchsäulen in seinen wohlverdienten Untergang. „Unzählige Horden der Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Sachsen, Gepiden, Heruler, Alemannen und Burgunder brachen von allen Seiten über die Donau und den Rhein. Zu Mainz wurde ein großer Theil der Einwohnerschaft während des Gottesdienstes in der Kirche überfallen und niedergemacht; es wurden Worms, Speier, Straßburg, Rheims und viele andere Städte Galliens ein trauriges Opfer der barbarischen Wuth, und was das Schwert verschonte, erlag der Hungersnoth. Bis nach Spanien drangen die wilden Schaaren, plünderten und verbrannten die Städte und Dörfer, wodurch das Elend so überhand nahm, daß Mütter ihre Säuglinge verzehrten.

Diese Völkerbewegung ging aber nicht allein von den Deutschen aus; im Norden von Asien hatte sich ein Volk erhoben, welches den Thieren verglichen ward, da es von Gestalt häßlich, von Sitten äußerst rauh und wild war, meist auf Pferden lebte und ungekochte Speisen aß. Es waren die Hunnen — ein Nomadenvolk vom mongolischen Stamme, das volle Gegentheil der Deutschen oder Germanen. Sie zogen um's Jahr dreihundert und achtzig über den Dnieper gegen Europa heran, besiegten die Alanen, und warfen sich sodann auf die Gothen. Hierdurch war der Anstoß zu der großen Völkerwanderung gegeben, welche fortwährte bis zum Ausgange des folgenden Jahrhunderts.

Die Gothen vermochten es nicht, dem Andrange der Hunnen zu widerstehen, sie wichen theils in die Karpathen, theils über die Donau zurück, wo ihnen Kaiser Valens die Ansiedelung gestattete. Doch waren sie dadurch ihrem Feinde nur entgangen, um unter dem Drucke der römischen Statthalter das Härteste zu erfahren. Sie büßten ihre Heerden, ihre Sklaven ein, und mußten oft die eigenen Kinder verkaufen, um Brod zu erhalten. Da endlich brach der überspannte Bogen; das gothische Volk erhob sich in Masse, zorn- und rachentflammt, erfüllte alle Gegenden bis in die Nähe von Konstantinopel mit Mord und Brand, und schlug in einer wüthenden Schlacht bei Adrianopel das römische Heer völlig aufs Haupt. Der Kaiser selbst verlor auf der Flucht sein Leben, und hinterließ das Reich in der äußersten Noth. Kaum gelang es der Klugheit seines Nachfolgers Theodosius, den Untergang noch abzuwenden, indem er die herrschende Parteiung unter den gothischen Großen benutzte, ihre Kraft schwächte, ihre Unternehmungen hemmte, und endlich einen Vertrag mit ihnen abschloß, wodurch sie gegen Stellung einer ansehnlichen Mannschaft ruhige Wohnsitze in Thrazien erhielten.

Als Theodosius der Große im Jahre dreihundert fünf und neunzig verschied, theilten sich seine Söhne Arkadius und Honorius in das große römische Reich, und es zerfiel dasselbe von dem an in das morgenländische mit der Hauptstadt Konstantinopel, und in das abendländische mit der Hauptstadt Rom. Diese Trennung war gleichsam die Vorbedeutung seines nahen gänzlichen Zerfalles. Die schwachen Kaiser und ihre ehrgeizigen Günstlinge

fördern die Verwirrung, die Gränzen wurden von allen Seiten bedroht, angegriffen, überschritten, und ohngeachtet neuer Siege der römischen Feldherren, drangen die deutschen Völkerschwärme in Gallien ein und überschwemmten den Westen des Reiches. Ja, noch mehr — König Alarich mit seinen Westgothen zog aus Mösien heran, nach Istrien, über die Alpen, über den Po, in die Gegend von Ravenna, wo der Kaiser Hof hielt. Dort forderte er Land oder eine Schlacht. Honorius schickte ihn nach Gallien, mit der Erlaubniß, sich dort niederzulassen. Aber es überfiel die abziehenden Gothen plötzlich ein starkes Heer — jetzt wandten sie sich, schlugen den Feind, verheerten Ober-Italien und zogen nach Rom. Die zitternde Stadt wurde erobert, aber großmüthig verschont, Honorius entthront, und, ein Werkzeug des Siegers, zum Kaiser gemacht. Hierauf zog Alarich nach Unteritalien, um nach Sizilien und Afrika überzuschiffen. Aber bei Kosenza ereilte ihn der Tod — er starb im vier und dreißigsten Lebensjahr, ein Jüngling von entschiedener Thatkraft und großen Planen. Wehmuthsvoll beklagten die Westgothen diesen Verlust, leiteten den Busento ab, gruben eine Gruft in dessen Bette, legten den geliebten Leichnam mit allen Siegeszeichen hinein, überwölbten sie, und ließen dem Flusse wieder seinen alten Lauf, „damit kein schnöder Römer ihm je sein Grab verehre."

Alarichs Nachfolger war Athaulf. Dieser kehrte nach Rom zurück, ließ es plündern, nahm die Schwester des Honorius zur Gemahlin, zog hierauf nach Gallien, nahm alles Land bis an die Loire in Besitz, überstieg die Pyrenäen, und gründete in Spanien das westgothische Reich, zwei Jahre nach dem Falle Roms, christlicher Zeitrechnung im vierhundert und zwölften. Athaulf hatte in Spanien die Alanen und Vandalen angetroffen; jene vereinigten sich mit den Gothen, diese aber verließen unter ihrem Könige Genserich das Land, als der afrikanische Statthalter Bonifazius sie wider seinen Gegner Aetius zu Hülfe rief. Sie setzten über die Meerenge, um die ihnen versprochenen Wohnsitze in Besitz zu nehmen, traten aber bald als Eroberer auf, da man ihnen die geschlossenen Verträge nicht hielt. Genserich zog auf Karthago, gewann es, ließ alle vornehmen Geschlechter ermorden, die Stadt ausplündern, und durch Foltern die verborgenen Schätze entdecken. Die Römer wurden sofort

fort aus Afrika vertrieben und der stolze Sieger gründete auf den Trümmern dieser herrlichen Provinz das vandalische Reich.

Während dieser Bewegungen im Süden hatten die Burgunder am Oberrheine ein mächtiges Reich gestiftet, und die Franken das nordwestliche Gallien erobert. Jenseits des Meeres aber, auf den britischen Inseln, erhoben sich die Pikten und Skoten, vertrieben die Römer, bis die Britannier die Angelsachsen zu Hilfe riefen. Diese verließen im Jahre vierhundert neun und vierzig ihre alte Heimath an der deutschen Nordküste, und schifften unter Hengist und Horsa über den Kanal, besiegten die Skoten, blieben aber im Lande sitzen, das sie als eine Eroberung betrachteten, wie einst Ariovist das Land der Aeduer. So drangen die deutschen Völker allenthalben über die Grenzen des römischen Reiches und setzten sich in den wohlbebauten, üppigen Provinzen fest. Wie sie aber von den Hunnen den ersten Anstoß erhalten hatten, so endigte eben dieses Volk durch seine Züge nach dem Westen und Süden die große Völkerwanderung.

Seit beinahe einem halben Jahrhundert hatten die hunnischen Stämme die Landschaften zwischen der Wolga und Donau nomadisch bewohnt, als König Attila ihnen eine kriegerische Einheit gab und sie durch Eroberung und Beherrschung vieler benachbarten Völker zu einem riesenhaften Reiche erhob. Es lag dasselbe im Rücken des oströmischen und erstreckte sich bis in das Innere von Deutschland — wie gefährlich konnte ein solcher Nachbar werden, nur wie sehr mußte seine Freundschaft die Eifersucht der morgen- und abendländischen Herrscher erwecken! Und bald genug wurde Attila in ihre Interessen verwickelt. Denn als König Genserich, weil er aus Mistrauen seine Gemahlin, eine westgothische Prinzessin, mit verstümmeltem Antlize in ihre Heimath zurückgeschickt hatte, zwischen König Theodorich, dem Nachfolger Athaulfs, und Kaiser Theodosius einen Bund gegen die vandalische Macht befürchtete, schickte er Abgeordnete an den Fürsten der Hunnen, um ihn für sich zu gewinnen.

„Attila bewohnte, in einem großen mit Pfählen umzogenen Dorf zwischen der Theis und Donau, mitten in einem weitläufigen Hofe, ein hölzernes mit vielen Gängen umgebenes Haus. Er selbst war von kleiner Statur, hatte einen unverhältnismäßig großen Kopf, tiefliegende, kleine, stolz umherblickende Augen, sehr viele Leibeskraft, einen Gang und Manieren, welche zeigten, daß er in Allem den

Gebieter darstelle, wie denn sein liebster Name Gedegisel war — Geißel Gottes zur Bestrafung der Welt. Eben dieser Fürst, wenn er Jemandem vergab, gedachte des verziehenen Fehlers nie wieder; wer sich ihm unterwarf, den behandelte er mit Güte; er war zur Wohlthätigkeit geneigt; es herrschte Freude an seiner Tafel, nur er selbst verlor niemals den hohen Ernst. Alle von der Wolga bis nach Hungarn zerstreuten Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten seine Gebote; er war Herr der Gepiden, Longobarden, Awaren, Ostgothen und vieler Stämme im südlichen Deutschland; der Kaiser zu Konstantinopel gab ihm Tribut. Mit siebenmal hundert tausend Mann (alle seine Unterthanen waren kriegerische Hirten und Jäger) zog er aus; alle unter ihm, jeder Stamm unter seinem Fürsten. Alle Fürsten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte eine Seele, sein Wink bestimmte alle Bewegungen."

Denn als der Hunnenkönig die Botschaft Genserichs erhalten, hatte er sich nicht lange bedacht und war aufgebrochen, um das Abendland zu überziehen. Mit seiner barbarischen Macht verband er aber auch die List eines Barbaren. An den König der Westgothen ließ er schreiben: „Noch wirst Du nicht vergessen haben, wie treulos die Römer an deinem Volke gehandelt. Diese Nation hielt sich von jeher für den Herrn der Welt, und die Welt wird so lange keine Ruhe erlangen, bis das Römerreich vernichtet ist, was sich durch einen Theilungsvertrag zwischen uns am besten erreichen läßt." An den Kaiser dagegen berichtete er, „wie die Hunnen immer gute Freunde und treue Bundesgenossen der Römer gewesen, und wie er, zum Beweise, daß sie es fortan bleiben werden, geneigt wäre, mit ihnen ein Bündniß einzugehen, um die Westgothen aus Gallien und Spanien zu vertreiben, und die alte Reichsgränze wieder herzustellen." Diese List wurde aber errathen, und Theodosius ließ alle abendländischen Fürsten ermahnen, „auf ihrer Hut zu seyn; Attila kenne nichts als seinen Ehrgeiz, seine Herrschsucht; er werde Alles überziehen und unterjochen, wenn man ihm nicht entschieden entgegen trete." Auch Kaiser Valentinian wurde gemahnt und mahnte wieder. So rüsteten sich mit den Römern die Westgothen, die Burgunder, Alanen, Franken und Sachsen.

Aber der Hunnenkönig mit seiner Riesenmacht zog furchtbar heran, durch Rhätien nach dem Lande der Alemannen, setzte über den Rhein, überfiel und schlug die Burgunder, vernichtete ihr Königsgeschlecht und nöthigte sie zur Heeresfolge.

Vom Oberrheine, wo alle Städte wüst gelegt worden, wälzten sich die sieg- und raubtrunkenen Schaaren nach dem Niederrhein und rissen einen Theil der Franken mit sich fort, nach dem Innern von Gallien. In dieser Gefahr vereinigte der römische Feldherr Aetius alle Feinde der Hunnen und bildete einen mächtigen Damm gegen die hunnische Fluth. Es hatte ihn viele Mühe gekostet, diejenigen zu gewinnen, welche sonst gerüstet stunden, den Untergang Roms zu vollenden; aber die gemeinsame Gefahr war zu augenscheinlich, zu groß, als daß nicht endlich alle andern Interessen vor ihr verschwanden.

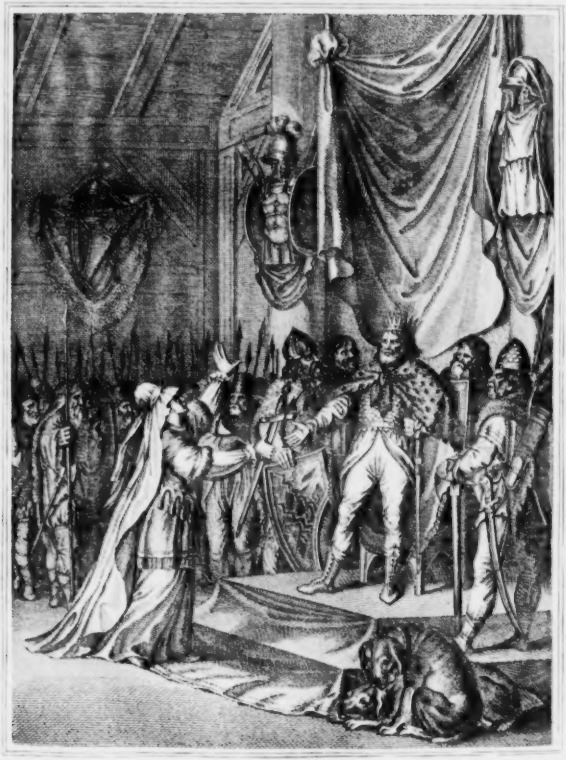
Attila, welchem bisher nichts widerstanden hatte, fand an der Veste Orleans den ersten Anstoß; er mußte ihre Belagerung aufgeben und zog sich auf die katalaunischen Felder zurück. Dahin folgte ihm Aetius mit dem vereinigten Heere der Römer und der Deutschen. Es geschah im Jahre vierhundert ein und fünfzig. Die Stunde der Entscheidung war gekommen — das Schicksal Europas, die Richtung der neuen Zeit, hing an dem Ausgange einer Schlacht.

„In der weiten Ebene, durch welche die Marne fließt, erhebt sich ein mittelmäßiger Hügel. Hier traf das Heer der Abendländer auf die hunnische Macht. Den linken Flügel führte Aetius, den rechten König Theoderich; in der Mitte wurden die Alanen aufgestellt, weil man ihrem Fürsten am wenigsten traute. Unermeßlich schien anderseits das Hunnenvolk; seinen einen Flügel befehligte der Gepidenkönig, den andern der Fürst der Ostgothen. Die Menge geringerer Häupter, gleich dem geringsten Krieger, achtete auf den Wink des Attila und gehorchte ängstlich seinem Befehl; er allein, der König der Könige, dachte für Alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen wollte, berief er die Befehlshaber vor sich und sprach: „Send Männer, greifet an, brechet ein, werfet Alles nieder! Jene dort bilden die Schlachtordnung, ihr da greifet an — fallet auf die Alanen und Westgothen, in denen ist die Kraft des Feindes. Müßt ihr sterben, gleichviel — ihr werdet sterben, auch wenn ihr flieht. Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes." Beide Heere trachteten, sich des Hügels zu bemächtigen; die Schlacht wurde immer wüthender. Theoderich, indem er die Seinigen ermuthigte, wurde durchbohrt und fiel; aber sein Tod erfüllte die Westgothen mit solcher Kampfwuth, daß sie den Ausschlag gaben. Das Würgen war entsetzlich und dauerte bis in die Nacht. Gurlich fand Attila nöthig, sich zurück zu

ziehen, und da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen würde, so häufte er unzählige Pferdesättel zusammen, um sie im Nothfalle anzuzünden und im Rauche zu sterben. Zugleich, um die Feinde abzuschrecken, gebot er, mit Waffen, Posaunen, Schlachthörnern und Gesang die ganze Nacht einen schrecklich schallenden Lärm zu unterhalten. Die Westgothen brannten vor Begierde, ihren König an ihm zu rächen, der politische Aetius aber hielt es für besser, ihn ziehen zu lassen."

So endigte die Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern, eine der hartnäckigsten, furchtbarsten, blutigsten, welche je geschlagen worden, denn bei zweimal hundert tausend Todte bedeckten den Wahlplatz. Aber die Uneinigkeit und Eifersucht der Sieger vereitelte ihren Verfolg. Attila zog ungehindert über den Rhein in sein Land zurück, und erschien das folgende Frühjahr plötzlich in Italien, um sich an den Römern zu rächen. Schon lagen die oberitalischen Städte in Schutt und Asche, schon bewegte sich das wilde Barbarenheer gegen Rom — da trat ihm Papst Leo entgegen, ein ehrwürdiger, wohlberedter Greis, umgeben von vielen Großen, mit zahlreichen kostbaren Geschenken. Attilas Zorn wurde beschwichtigt; der stolze Hunnenkönig fürchtete vielleicht das Schicksal des Alarich, oder er traute andern Verhältnissen nicht, und verließ Italien, um sich an den Deutschen zu rächen. Die Tage seines Glückes waren aber vorüber; die Alanen und Westgothen lieferten ihm eine zweite Schlacht, welche er gleichfalls verlor. Jetzt stund er ab von dem Abenteuer, und starb auf seinem Heimzuge eines jähen Todes.

Der Stoß, welchen die deutschen Völker durch die Hunnen erhalten hatten, erschütterte die letzten Grundpfeiler des römischen Reiches. Auf den Feldern von Chalons traten alle Völker vom schwarzen bis an das atlantische Meer in den großen Entscheidungskampf; aber Attila, der Riese seiner Zeit, „ging wie er gekommen", und die europäische Bildung war vor der mongolischen Barbarei gerettet.



Gründung der neuen Reiche.

Die Deutschen hatten bisher drei Reiche auf fremdem Boden gegründet, das vandalische in Afrika, das westgothische in Spanien und das angelsächsische in Britannien; nach dem Sturme der Völkerwanderung, als das römische Reich vollends zerfiel, gründeten sie ferner drei, das ostgothische und longobardische in Italien, und das fränkische in Gallien. Hiedurch erhielt der ganze Westen von Europa, welcher unter dem Joche der römischen Herrschaft entsittlicht und entnervt worden, wieder frische, gesunde Säfte, um zu einem neuen Leben empor zu blühen.

Auf dem abendländischen Throne waren seit Langem her nur Schattenkaiser gesessen und der swevische Söldnerhäuptling Richmar hatte ihn schon mehrmals ganz nach seiner Gunst vergeben. Da erschien im Jahre vierhundert sieben und sechzig, als die Imperatoren Momyllus und Nepos sich um denselben stritten, ein anderer Anführer deutscher Soldvölker, der Herulerfürst Odoaker, entsetzte Jenen und ergriff für Diesen die Zügel der Regierung, welche er nach dessen Hingang unter dem Namen eines römischen Patriziers, in der That aber als König von Italien, mit löblicher Umsicht fortführte, bis ein Mächtigerer sie ihm aus den Händen wand. Es war der ostgothische König Theodorich, welcher leicht einen Grund herausgefunden hatte, den Heruler zu überziehen und sich Italiens zu bemächtigen. Dieser Kampf dauerte fünf Jahre und endigte mit der Hinrichtung Odoakers, dessen Reich sofort in ein ostgothisches verwandelt wurde. Der neue

König verloosete den dritten Theil alles Grundes unter sein Volk, sicherte die Grenzen durch Bündnisse, regierte nach der alten Verfassung, beförderte den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel, selbst die Wissenschaft, und wurde dadurch der Wohlthäter eines Landes, welches seit beinahe einem Jahrhunderte der Schauplatz blutiger Kämpfe und trauriger Verwüstung gewesen. Er verstarb im Jahre fünfhundert sechs und zwanzig.

Um dieselbe Zeit, als Theodorich nach Italien gezogen, hatte sich auch der fränkische König Chlodwig erboßen, um Gallien zu erobern. Unvermuthet griff er den römischen Statthalter an, schlug ihn, drang vorwärts und unterwarf in kurzer Zeit fast ohne Mühe alles Land bis an die Loire. Durch diese Eroberung aber kam er mit den Alemannen in Kampf, welche sich im Süden von Gallien ausgebreitet hatten, und ihm die Beherrschung des Landes streitig machen konnten. Es galt also, die gefährlichen Nachbarn für immer zu entfernen, und bei Zülpich kam es im Jahre vierhundert sechs und neunzig zur Entscheidungsschlacht. Die Alemannen stritten anfangs mit solchem Erfolge, daß die fränkische Macht zu weichen begann. In diesem Augenblicke aber mochte Chlodwig die ganze Wichtigkeit des Tages empfinden — mit thränendem Blick, mit verzweiflungsvollem Herzen verfolgte er den Gang des Streites. Da nahte sich ihm Bischof Aurelian, der Freund seiner christlichen Gemahlin, mit den verhängnisvollen Worten: „Siehe, deine Götter haben dich verlassen: bekehre dich zu dem Gott der Gallier, und er wird dir den Sieg verschaffen.“ Der König erhob seine Hände gen Himmel und rief: „Jesus Christus, dich flehe ich an um Hilfe, rette mich und ich werde an dich glauben.“ Mit diesem Gebete stieg die Hoffnung. Chlodwig that einen neuen Angriff, und die Alemannen, überrascht von solcher Zuversicht, wichen dem Stoße: es fiel ihr König, sie verloren den Muth und wurden endlich vom Schrecken der Schlacht in unaufhaltsame Flucht gerissen.

So erhielt der jugendliche Frankenkönig vom Schicksale die Alleinherrschaft über Gallien zugetheilt und erscheint sofort als Gründer des fränkischen Reiches. Denn er verfolgte die Bahn seiner Eroberung mit gleichem Glücke, bis ihm das ganze Land gehorchte. Die Alemannen verloren einen Theil ihrer Gaue, die Burgunder im Osten wurden besiegt, die Bretonen im Norden gedemüthigt und die Westgothen im Süden beinahe über die Pyrenäen zurückgedrängt. Jetzt nahm Chlodwig

das römiſche Patriziat und wählte Paris zu ſeiner Reſidenz, wo er über ein Reich regierte, welches ſich vom atlantiſchen Meer bis weit über den Rhein erſtreckte.

Während aber dieſes große Frankenreich für bleibend gegründet war, gingen das vandaliſche und oſtgothiſche wieder zu Grund, jenes durch den griechiſchen Feldherrn Beliſar, dieſes durch deſſen Nachfolger Narſes, und Italien mit Nordafrika kehrte wieder unter die Imperatoren zurück. Doch plötzlich, im Jahre fünfhundert acht und ſechzig, erhob ſich in Ungarn der Longobardenkönig Alboin mit ſeinem Volk, zog über die Alpen und eroberte ganz Oberitalien, wo er das longobardiſche Reich ſtiftete. Wie merkwürdig! Dieſe Longobarden, als ſie noch an der Elbe gewohnt, waren das Volk, welches dem Vordringen der römiſchen Waffen in Deutſchland zuerſt eine Grenze geſetzt, und nun erſcheinen ſie als dasjenige, durch deſſen Eroberungszug der letzte Reſt des römiſchen Weltreiches zuſammenbrach.

Mit der Anſiedelung der Longobarden in Oberitalien endigten ſich die Wanderungen der Deutſchen, „und die dadurch entſtandene Bevölkerung iſt die Grundlage des jetzigen Zuſtandes geworden. In die verlaſſenen öſtlichen Länder ſind von den Slaven neue Anſiedler gekommen, welche gerade durch die Mitte Deutſchlands vorgeſchoben wurden. Und wie die Abendländer insgeſammt durch die eingewanderten Germanen einen neuen Beſtandtheil erhielten, ſo hinwiederum Deutſchland durch die ſlaviſchen Niederlaſſungen.“ Es waren vorzüglich die Wenden, Sorben, Pommern und Lauſitzer, welche im Verlaufe der Zeit mehr und mehr die deutſche Sprache und die deutſchen Sitten annahmen, und ſeither unſerer Geſchichte angehören.

Im eigentlichen Deutſchlande aber, wo ſich Sprache, Sitten und Verfaſſung unvermiſcht erhalten, hausten ſechs Hauptvölker, welche von damals an bis auf dieſen Tag die Grundlage der Bevölkerung unſerer Länder geblieben. Es waren die Alemannen oder Schwaben, von den Vogeſen bis zum Lech und von der Lahn bis nach Helvetien; die Baiern, vom Lech bis hinab an die Ens und von den Tyroler Alpen bis an den Main; die Franken, vom Maine bis an den Niederrhein; die Thüringer, im Herzen Deutſchlands, vom Harzgebirge bis zur Donau; die Sachſen, von der Maas bis an die Elbe und Nordſee, und hier endlich, von der Waal bis zur Weſer, die Frieſen.

Neben dem großen monarchischen Frankenreiche, welches Chlodwig gegründet, gab es also noch ein freies, selbstständiges Deutschland, dessen Völker in keiner weiteren Verbindung unter sich lebten, und nach den herkömmlichen Gesetzen und Gebräuchen theils von erblichen, theils von Wahlfürsten regiert wurden. Aber eben diese Getrenntheit war der Grund, warum sie nach einander ihre Selbstständigkeit einbüßten. Denn die fränkische Monarchie, obwohl sie unter den Merovingern oder Nachkommen Chlodwigs öfters durch Theilungen und Bruderzwiste geschwächt worden, stund immer noch zu imponirend neben den deutschen Fürstenthümern, als daß dieselben sich nicht endlich an ihre Macht hätten ergeben müssen. Der Anfang war mit den Alemannen gemacht worden; ihnen folgten zunächst die Baiern durch einen Vertrag; die Thüringer unterlagen der fränkischen Gewalt und List, wie auch die Friesen, und endlich, am spätesten, die hartnäckigen Sachsen.

So war es vom Schicksale bestimmt, daß nach dem Untergange jener großen Stämme, der Gothen und Vandalen, die Franken dasjenige Volk werden, das die übrigen mit sich vereinige, und an welchem sich der Bau der neuen europäischen Welt aufrichten sollte.

Die fränkische Monarchie.

Nachdem König Chlodwig die fremden Völker in Gallien besiegt und unterworfen, vereinigte er auch die Stämme des eigenen großen Volkes, welche noch unter besonderen Fürsten einen Grad von Selbstständigkeit behaupteten, unter sein Scepter. Es geschahe dieses nicht ohne empörende Gräuel der List und Gewalt, und das Werk, dessen Gründer er war, rauchte noch von dem Blute hingemordeter Fürsten, als auch ihm der unerbittliche Tod die Augen schloß. Betrachtet man die Art und Weise, wie Chlodwig seine Alleinherrschaft erhob, so wird man sich scheuen, ihn einen großen Mann zu nennen; aber, wer schon als Jüngling, ohne die Mittel einer ungewöhnlichen Macht, ein fremdes Land erobert, und bei seinem Tode ein weitgedehntes, gewaltiges, gefürchtetes Reich hinterläßt — wird jedenfalls den Namen eines großen Kriegers verdienen.

Chlodwig hatte vier Söhne hinterlassen, welche das fränkische Reich von Paris, Orleans, Soissons und Metz aus gemeinschaftlich regierten. Dieses altdeutsche Erbrecht erhielt sich aber nicht lange, und der Gedanke einer Theilung des großen Reiches machte sich um so deutlicher geltend, als schon der überwiegend romanische Charakter der westlichen, und der fast rein germanische der östlichen Hälfte eine natürliche Trennung erzeugte. So entstunden die beiden Reiche von Austrasien und Neustrien: aber selbst das letztere zerfiel wieder in zwei Hälften, da im nördlichen Theile die romanische Sprache und das deutsche Recht,

im südlichen dagegen neben jener auch das romanische Recht herrschend war. So mußte es denn unter den Nachkommen Chlodwigs zu wirklichen politischen Theilungen kommen, wobei sich aber dennoch der ursprüngliche Begriff des einen großen Frankenreiches erhielt und zuweilen auch sichtbar geltend machte.

Nichts indessen führte zu heftigeren Zerwürfnissen, blutigeren Kriegen und unmenschlicheren Gräueln, als eben diese Theilungen. Fast unmöglich ist es, ein Gemälde davon zu entwerfen; die Seele empört sich und die Feder ermüdet. Ein einziger Akt aus dem garstigen Drama der merovingischen Hausgeschichte mag uns genügen, wo durch die Sittenlosigkeit und die Wuth der Parteien an den fränkischen Königshöfen, wie unter den Großen des Reiches, innerhalb vierzig Jahren sechs Könige die Opfer des Stahles oder Giftes geworden.

Nachdem der Enkel Chlodwigs, König Chlotar der Zweite, als einziger Sprosse seines Geschlechtes die fränkischen Reiche wieder zu einer Monarchie vereinigt hatte, geschah im Jahre fünfhundert fünf und sechszig durch dessen vier Söhne eine abermalige Theilung, und als bald hernach der älteste, Charibert, ohne Nachkommenschaft verstarb, verbanden sich Chilperich und Guntram gegen Siegbert, den jüngsten, weil sie sich bei der Theilung des brüderlichen Erbes benachtheiligt glaubten. Schon hatte man auf der einen Seite die Waffen ergriffen, als Flucht und Reue auf der andern den Krieg verhinderten. Aber durch weiblichen Haß wurde der Zwist aufs neue entflammt. Siegbert hatte die westgothische Brunehilde zur Gemahlin und Chilperich ihre Schwester Gailswinde. Da drängte sich ein freches Weib, die Zofe Fredegundis, an die Stelle der letzteren, welche man bald darauf im Bette ermordet fand. Was war natürlicher, als daß Brunehilde ihren Gemahl zur Rache aufforderte gegen die Mörderin der geliebten Schwester? Und wirklich kam es zum offenen Kriege zwischen beiden Brüdern; aber Fredegunde verließ sich auf das Glück der Schlachten nicht, und dingte Meuchelmörder, welche den König Siegbert im Lager erstachen. Dieser Mord steigerte den Haß der Brunehilde noch höher; sie wählte den eigenen Sohn Chilperichs zum Werkzeug ihrer Rache. Es war Merowig, die Frucht einer früheren Ehe seines Vaters. Diesen ließ Brunehilde entführen und sich mit ihm trauen; aber Fredegunde ergriff auch hier das sicherste Mittel, und räumte den neuen Gemahl ihrer Todfeindin durch Verrätherei aus dem Wege. Ja,

noch weiter trieb das wüthende Weib ihre Verruchtheit; sie wurde die Mörderin des eigenen Gemahls, um völlig ungehemmt ihrer maßlosen Begier zu leben.

Brunehilde hatte einen Sohn Namens Childebert, Fredegunde hatte auch einen Namens Chlotar; jener aber galt allein für ächt und wurde vom König Guntbram, seinem Oheim, zum Erben eingesetzt. Dadurch gewann seine Mutter ein solches Uebergewicht, daß Fredegunde genöthigt war, sich ruhig zu verhalten. Childebert jedoch verstarb schon vor der Volljährigkeit seiner zwei Söhne Theodebert und Theoderich, welchen Unfall jene zu neuen Racheversuchen benutzte, bis der Tod ihrem blutbefleckten Leben ein Ziel setzte. Von dem an hätte man Ruhe erwarten dürfen; aber Brunehilde, welche bisher noch im bessern Lichte erschienen, zeigte sich jetzt ihrer hingeschiedenen Feindin vollkommen würdig. Das unruhige, herrschsüchtige, intrikenvolle Weib floh von einem ihrer Enkel zum andern, hetzte den einen gegen den andern auf; der Bruderkrieg erhob auf's neue sein Haupt, und das Blut der Völker floß abermals für die Befriedigung weiblicher Rachesucht. Theodebert, von seinem Bruder überzogen und besiegt, wurde festgenommen und ermordet, während man seinem Sohne das Hirn an einem Fels zerschmetterte.

Bei dem Hinganze Theoderichs trachtete Brunehilde nach der Vormundschaft seines minderjährigen Erbprinzen; sie fand aber einen so entschiedenen Widerstand bei den Großen des Reiches, daß ihr räthlich schien, nach Burgund zu entweichen, wo sie die vier Söhne Theoderichs gegen König Chlotar in die Waffen jagte, zu ihrem eigenen endlichen Untergang. Denn sie wurde sammt den jungen Fürsten gefangen genommen, und nachdem drei derselben niedergemacht worden, ließ der König die ergraute Verbrecherin, den Gegenstand des Abscheues und Hasses bei der ganzen Nation, drei Tage lang martern, hierauf an den Schweif eines wilden Pferdes binden, und so grausam zu Tode schleifen.

Jetzt sehen wir unter Chlotar, wie weiland unter seinem gleichnamigen Großvater, wieder das ganze fränkische Reich vereinigt. Aber es war dasselbe in seinen innern Verhältnissen nun ein ganz anderes geworden. Diese Veränderung hatten namentlich zwei Dinge von ganz verschiedener Natur bewirkt, die Kirche und das Lehenwesen. Denn während den Verwirrungen durch die vielen Familienkriege gelang jener, nicht nur ihre moralische Macht zu erweitern und

zu heiligen, sondern sich durch Erwerbung von Landbesitz auch eine irdische zu verschaffen. Durch das Lehenwesen bildeten sich die weltlichen Großen zu einem Stande aus, welcher sowohl die gemeine Volksfreiheit nieder drückte, als die Macht des Königs beschränkte.

Zu Chlodwigs Zeit war das Frankenreich noch eine Chaos gewesen: unter seinen Söhnen und Enkeln hatte sich Verwandtes näher verbunden und Widersprechendes sich ausgeschieden. Die königliche Erbherrschaft errang allmählich den Sieg über das volksthümliche Wahlreich. Die Monarchie befestigte sich also, aber neben ihr thaten sich auch die Großen des Reiches hervor, und der Einfluß der Geistlichkeit erweiterte sich mit jedem Menschenalter, während die gemeine Menge des Volkes immer mehr von seinen verschiedenen Stammescharakteren, von seinen besondern Rechten und Sitten verlor. Die allgemeine Volksversammlung auf dem Märzfelde, wo weiland die Könige erkohren und die Gesetze beschlossen worden, galt jetzt wenig mehr; dagegen geschahen die meisten Unternehmungen und Veränderungen durch die königlichen Dienstleute und Vasallen, und das Amt des königlichen Haushofmeisters hatte sich gebildet, welches für die Folgezeit von der größten Wichtigkeit wurde.

Die Alleinherrschaft Chlotars begünstigte diese Entwickelung schon sehr; denn wenn auch durch ein königliches Edikt alle unrechtmäßigen Auflagen abgeschafft wurden, so erhielten andererseits die Dienstleute alle ihre unter seinen Vorfahren erworbenen Rechte und Besitzungen bestätigt, und die Geistlichkeit in Beziehung auf Wahlen und Gerichte viele Freiheit eingeräumt. Unter der Alleinherrschaft seines Sohnes aber, König Dagobert des Ersten, erreichten sie einen Grad, welcher für die ganze Folgezeit entscheidend war. Dagobert regierte mit vielem Lobe unter der Leitung Bischofs Arnulfs von Metz und des Hausmeiers Pipin. Er beförderte den Ackerbau, den Handelsverkehr, und fing an, die Gesetze aufzeichnen und erweitern zu lassen, welche bei den verschiedenen Völkern seines Reiches bisher mündlich waren überliefert worden. Aber das damals schon üppige Paris verlockte ihn in den Sumpf der Wollüste, worin er die Sünden der Ausschweifung durch eine maßlose Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit zu sühnen suchte. Dagobert starb im Jahre sechshundert acht und dreißig, und mit ihm ging die königliche Macht der Merovinger zu Ende; denn all' seine Nachkom

men regierten nur als Kinder oder Scheinkönige unter dem überwiegenden Einflusse ihrer Hausmeier und der Großen des Reichs.

Von Dagobert an herrschte das merovingische Haus wieder getheilt in Austrien und Neustrien bis auf König Theoderich den Dritten, welcher abermals als einziger Sprößling beide Reiche unter einem Scepter wieder vereinigen wollte, darin aber durch den austrasischen Hausmeier Pipin von Heerstall gehindert wurde. Es gedieh der Handel zum offenen Krieg; Theoderich erlitt endlich eine völlige Niederlage und mußte froh seyn, durch die Ergebung in die Umstände wenigstens den Namen des Königs zu retten. Die Austrasier aber, deren Eifersucht gegen die Neustrier sich von alter Zeit her leitete, waren stolz auf den Sieg ihres Hausmeiers, welcher nun alle Theile der fränkischen Monarchie unter seiner Verwaltung vereinigte. Pipin führte dieselbe auch zu ihrer vollen Zufriedenheit, und erwarb sich durch Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung das allgemeine Vertrauen. Mit Freuden begrüßte ihn das Volk als „Herzog und Fürst der Franken."

Das Hausmeieramt, auf dessen Stufen sich Pipin zu dieser glänzenden Gewalt emporgearbeitet, stammte aus uralter Zeit; derjenige, welchem es anvertraut wurde, war der Nächste am Thron, in allen friedlichen Geschäften der erste Rath, wie im Krieg der oberste Befehlshaber. Während die persönliche Schwäche der Monarchen das königliche Ansehen mehr und mehr schwächte, vergrößerte sich der Hausmeier zusehens an Gut und Macht; bald geschah nichts mehr ohne seinen Willen, endlich regierte allein er. Der König indessen, von feilen Schranzen umgeben, lebte nur den Schwelgereien des Hoflebens, schrieb seinen Namen unter die Diplome, ließ sich im Frühjahr von vier Ochsen auf das Märzfeld führen, setzte sich dort vor der Versammlung auf den Stuhl seiner Väter, grüßte seine Getreuen und nahm ihre Grüße entgegen, empfing von ihnen die herkömmlichen Geschenke, bewirthete sie hierauf, und fuhr alsdann wieder in seinen Pallast zurück, wo er verblieb bis zum nächsten Märzfeld.

Als Pipin von Heerstall im Jahr siebenhundert und vierzehn verstarb, folgte ihm in Amt und Ansehen sein Sohn Karl. Diesem war es aufbehalten, der Held und Retter seines Volkes zu werden, und hiedurch den morschen Thron der Merovinger vollends zu untergraben. Es kam damals eine Gefahr über Frankreich

und Europa, welche so groß oder noch größer schien, als der Eroberungszug des gefürchteten Attila, und während weder die Westgothen dieselbe entfernen konnten, noch die Longobarden, noch sonst ein deutsches oder slavisches Volk hätten entfernen können, blieben es allein die tapfern, mächtigen, stolzen Franken, an denen sie zerschellte.

Man weiß, mit welcher hinreißenden Gewalt die Araber, von Muhameds Lehren begeistert, ganz Nordafrika erobert hatten. Im Anfange des achten Jahrhunderts setzten sie von dort nach Spanien über und entrissen es mit derselben Gewalt den Westgothen, welche nach langer Blüthe an Macht und Kultur durch innere Partheiungen zerfallen und geschwächt waren. Als die Araber so leichten Kampfes das herrliche Iberien überwunden sahen, überstiegen sie auch die Pyrenäen, um in Gallien das gleiche Glück zu suchen. Hier aber rief der Hausmeier Karl sein Volk zusammen, stellte sich kühn an die Spitze, und führte es dem sieggewohnten Feinde entgegen. Bei Poitiers kam es zur Schlacht; man stritt sieben Tage lang, beiderseits mit der äussersten Anstrengung; die austrasische Tapferkeit aber entschied den Kampf. Karl, von dem an genannt „der Hammer", erfocht einen vollkommenen Sieg. „Dieser Tag bleibt so denkwürdig, als der von Chalons; er befreite die Franken und mit ihnen die Deutschen von mahomedanischer Oberherrschaft, wie jener von hunnischer Barbarei."

Karl hatte zwei Söhne, Karlmann und Pipin, welche nach seinem Hinganze die Reichsverweſung gemeinschaftlich führten, bis der ältere in's Kloster ging und sie dem jüngern überließ. Dieser Pipin, wegen seiner kleinen Leibesgestalt „der Kurze" genannt, ein kluger und energischer Mann, that zwei politische Schritte, welche die Zukunft der fränkischen Monarchie bedingten — er hob die deutschen Herzogthümer auf und machte sich zum König der Franken.

Das schnelle und glänzende Emporkommen der Hausmeier hatte, wie natürlich, die Eifersucht der deutschen Fürsten erwecken müssen. Denn es hatten dieselben bei ihrem Anfalle an die fränkische Monarchie eine große Selbstständigkeit bewahrt, und wenn sie die königliche Majestät der Merowinger gerne über sich erkannten, so war ihnen das Dazwischentreten der stolzen Emporkömmlinge desto verhaßter, je mehr selbe die königliche Macht handhabten. Es erhob sich daher einer nach dem andern gegen die Hausmeier, und diese hatten einen langen, hartnäckigen

Sie [illegible] wie Bonifacius zum König gesalbt

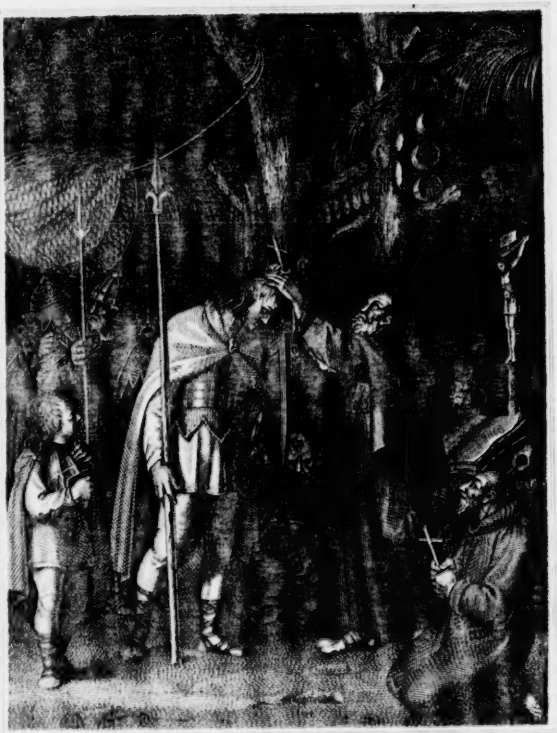
Kampf zu führen, bis sie die tapfern Friesen, einen Theil der Sachsen, die Thüringer, die Alemannen und Baiern überwunden und zum Gehorsame gebracht sahen. Pipin der Kurze, welcher den letzten Sieg erlangte, ergriff nun eine energische Maßregel, er löste die deutschen Nationalherzogthümer, mit Ausnahme von Baiern, völlig auf, und ließ sie durch Grafen und königliche Kammerboten verwalten.

Während dieses Kampfes hatte sich der kluge Pipin auch dem Papste genähert, dessen Ansehen als Haupt der abendländischen Christen schon sehr bedeutend war. Der Papst, von den Longobarden stets bedroht, bedurfte des Schutzes der mächtigen Franken; Pipin gewährte ihm diesen Schutz, und er hinwiederum zeigte sich dankbar dafür. Als der mächtige Hausmeier nach Rom schrieb und fragen ließ: „Wer mit Recht den königlichen Namen verdiene — ob derjenige, welcher ruhig und unthätig daheim sitze, oder derjenige, auf dessen Schultern die ganze Last der Staatsgeschäfte liege?“ sandte ihm Papst Zacharias die Antwort: „Wer die königliche Macht in der That ausübt, dem gebührt auch die königliche Würde in der That.“ Sofort, bei der nächsten Reichsversammlung im Jahre siebenhundert zwei und fünfzig, zu Soissons, wurden die königlichen Dienstleute ihres Eides entbunden, wurde Pipin auf einem Schilde emporgehoben, und zum König ausgerufen und gesalbt.

Damals hatte die fränkische Krone auf Childerich dem Dritten geruht, einem Schwächlinge, der sich die Erhebung seines Hausmeiers in die eigene erbliche Würde ohne Widerspruch gefallen ließ und froh war, am Hofe noch den Schein derselben zu genießen. Aber auch diesen sollte er verlieren und als der letzte Merowinger in völlige Dunkelheit versinken. Denn als der Nachfolger des Papstes Zacharias, Stephan der Dritte, nach Frankreich kam, um sich Hilfe gegen die neuerdings den Kirchenstaat bedrohenden Longobarden zu erbitten, und er anstandshalber auch den Childerich darum ansprach, erwiderte derselbe: „Siehst du nicht, heiliger Vater, daß ich die königliche Gewalt nicht mehr ausübe, daß ich einen andern König neben mir habe? Was wollte ich da machen — weiß ich ja nicht, was er beschließen wird.“ Der Papst aber, nachdem er von dieser Audienz zu Pipin zurückgekehrt, sagte demselben ganz unumwunden: „Was thut denn Childerich noch in der Welt? Laß ihn scheeren und stecke ihn in ein Kloster.“

Uns es geſchah ſolches. Pipin dagegen vollendete ſein Werk, indem er als Held und Staatsmann, als Freund der Geſetze, der Kirche und Wiſſenſchaft ſowohl ſein Reich ſicherte, ordnete und kultivirte, als ſeine Dynaſtie befeſtigte. Er hinterließ zwei Söhne, den Karl und Karlmann, wovon dieſer früher verſtarb, jener aber, der Rieſe ſeines Hauſes, der Stolz der Deutſchen, der Schöpfer einer neuen Zeit geworden iſt. König Karl vollendete den Bau der fränkiſchen Monarchie durch ſeine Eroberungen, ſeine Geſetzgebung und Kulturanſtalten. Er erhob ſie zu einem Weltreiche und knüpfte daſſelbe an das römiſche an.

Stolzes Rom, als dein großer Zäſar Spanien eroberte und Gallien, und den Arioviſt beſiegte, und als dein Druſus bis an die Elbe drang, da hatteſt du nicht geglaubt, daß ein Enkel jener verachteten Barbaren der Wiedererwecker deines untergegangenen Namens ſeyn werde — er, ſo groß und heldenmüthig, wie der gefeierteſte deiner Auguſte!



Einführung des Christenthums.

Die Lehre des Evangeliums hatte sich drei Jahrhunderte nach ihrer Entstehung auch im Abendlande schon so weit verbreitet, daß Kaiser Konstantin der Große dieselbe zur römischen Staatsreligion erhob. Von dem an wurden Italien, Spanien, Gallien und Britannien, wie die unter der römischen Herrschaft stehenden deutschen Rhein- und Donauländer, mehr und mehr christlich. Ja, selbst entfernte reingebliebene deutsche Völker nahmen damals das Christenthum an, wie zuerst die Gothen, nach ihnen die Vandalen, und später die Longobarden. Da aber diese Völker ihre alten Sitze verließen und sich ausserhalb Deutschlands ansiedelten, so verblieb daselbe bis in das siebente Jahrhundert noch völlig heidnisch.

In den genannten Rhein- und Donauländern bestunden schon zu Anfange des dritten Jahrhunderts viele christliche Gemeinden und Kirchen, und nach den Zeiten Constantin's blühten dort allenthalben neue empor, welche das alte Heidenthum bald ganz verdrängt haben würden, wenn die Fluthen der Völkerwanderung nicht immer wieder heidnische Schaaren über jene Gegenden ergossen hätten. Zu Köln und Mainz, den Hauptstädten des römischen Ober- und Niedergermanien, wie zu Metz und Trier, reichen die Anfänge der Bisthümer so weit in das Alterthum hinauf, daß man ihren Ursprung nicht mehr entdecken kann. So besaßen damals wohl auch Augsburg, das Haupt von Rhätien, und Regensburg, die alte Donauveste, bischöfliche Kirchen, und im fünften Jahr-

hundert bildeten zwischen diesen Hauptpunkten die Bischofsitze zu Worms, Speier, Straßburg, Basel und Windisch, zu Seeben, Passau und Lorch, schon eine ganze Kette von Pflanzschulen des Christenthums durch die deutschen Provinzen des römischen Reichs.

Durch den Zerfall dieses Kolosses und durch die Eroberungen der deutschen Stämme mußte die christliche Kirche am Rhein und an der Donau einen harten Stoß erleiden, und von jenen Bischofsitzen sank wohl mancher in traurige Trümmer. Während aber die Diener des Evangeliums aus ihrer Heimath, ihrem Kreise vertrieben, in Einöden sich flüchteten, oder unstet umherzogen, nahmen Viele der Eroberer, Viele ihrer Fürsten selber die Taufe an, und es bildete sich der Uebergang des germanischen Heidenthums zum deutschen Christenthum.

Wir wissen, wie Chlodwig sich zum christlichen Glauben bekehrte. Seinem Beispiele folgten sogleich eine Menge vornehmer und gemeiner Franken, und da in dem eroberten Gallien unter der alten Bevölkerung das Christenthum schon überall herrschte, so wurde das neue Franken-Reich in kurzer Zeit vollkommen christlich. Und als die übrigen deutschen Völker, die Alemannen, Baiern, Thüringer, Ostfranken, Sachsen und Friesen, zur fränkischen Monarchie gediehen, bekehrten auch sie sich zu der neuen Lehre. Die Christianisirung dieser Völker ging jedoch nur langsam vor sich und würde kaum in zwei Jahrhunderten zu Stande gekommen seyn, ohne zwei besondere Institute, welche sich die Verbreitung und Befestigung der Christuslehre bei den heidnischen Deutschen zur Lebensaufgabe gemacht. Ich meine die irische Mission und das in ihrem Gefolge erschienene Mönchthum.

Von den britischen Inseln hatten die Römer nur die größere zu zwei Drittheilen erobert und christianisirt. Die freigebliebenen Theile, welche den gemeinschaftlichen Namen Skotien führten, das heutige Schottland und Irland, behielten auch ihr Heidenthum, wie die von der römischen Herrschaft ledig gebliebenen Theile Deutschlands. Aber selbst das christliche Britannien wurde durch die Eroberung der Angelsachsen wieder heidnisch, und nur allmählig und mühsam erholten sich die niedergedrückten Keime des Evangeliums, bis der Einfluß des Bischofs von Rom durch eifrige und kraftvolle Glaubensboten in ganz England das Christenthum zur alten Herrschaft erhob. Jetzt konnten auch Schottland und

Irland der neuen Lehre nicht länger widerstehen, der dorthin ausgestreute Saame blühte wuchernd hervor, und zumal das „grüne Erin", wo O'Connel jetzt wieder für dieselbe Kirche im Geiste der alten Glaubenshelden, neben seiner politischen Thätigkeit, denket und kämpft, das grüne Erin war vom Schicksale ausersehen, ein Sitz ächt evangelischer Begeisterung und eine wahre Mutter christlicher Missionen zu werden. Denn in Irland blühten schon frühe christliche Klöster und Schulen empor, aus denen eine lange Reihe von Männern und Frauen hervorging, die keine Entfernung, keine Mühe, keine Gefahr scheuten, um die christliche Kirche in Länder und Gegenden zu verbreiten, wo noch das Heidenthum herrschte, oder da ihr wieder aufzuhelfen, wo sie zerfallen war.

Der erste dieser Glaubensboten war Fridolin, der Abkömmling eines vornehmen Geschlechts im südlichen Irland. Er hatte einen gründlichen Unterricht in den Wissenschaften erhalten, wandte sich aber von der Eitelkeit der weltlichen Weisheit zur Quelle der göttlichen, und übernahm das schwere Amt eines wandernden Predigers und Apostels. Nach längerm Aufenthalte in Gallien, wo ihm die Stadt Poitiers die Wiederauffindung der Gebeine des heiligen Hilarius verdankte, begab sich der Mann Gottes mit einem Theile der kostbaren Reliquie nach Alemannien, an den Rhein, wo er die Insel Säkingen, welche ihm König Chlodwig zum Geschenke gemacht, zur bleibenden Niederlassung wählte. Ueberall auf seiner Wanderung hatte Fridolin ein Denkmal seines Apostelamtes zurückgelassen, überall hatte er zur Ehre des heiligen Hilarius Kirchen errichtet oder erneuert, zu Säkingen aber gründete er ein Doppelkloster, welches das erste in ganz Deutschland war und für den obern Schwarzwald die Pflanzschule des klösterlichen Lebens geworden ist.

Fridolin steht aber noch vereinzelt in der Zeit König Chlodwigs, denn erst ein Jahrhundert später begann die ununterbrochene Reihe der irischen Missionen nach dem Festlande und zumal nach den deutschen Gauen. Sie begann mit dem heiligen Kolumban und dessen Jüngern, worunter Gallus durch die Gründung der berühmten Abtei seines Namens besonders wichtig geworden ist. Kolumban war durch Gallien und über die Vogesen an die Ufer des Bodensees gekommen, begab sich aber, um gewissen Feindseligkeiten auszuweichen, nach Italien, wo er das Kloster Bobio stiftete. Den Gallus hatte eine Krankheit zurückgehalten; der

fromme Mann erhielt sich jedoch unter der sorgsamen Pflege des Pfarrers zu Arbon bald wieder, heilte hierauf die Tochter des Herzogs Gunzo zu Ueberlingen, schlug demüthig den ihm zur Belehnung angebotenen Bischofsstab von Konstanz aus, und lebte völlig seinem apostolischen Berufe, indem er weit umher die Anwohner des Bodensees im ächten Christenthum unterrichtete und eine Anzahl frommer Jünger zu Glaubenspredigern und Volkslehrern erzog. Nach dem Hinscheiden des edlen Greises im Jahre sechshundert sieben und zwanzig erhob sich seine Zelle durch den trefflichen Geist ihrer Bewohner, durch Wallfahrten und Vergabungen, bald zu einem berühmten und reichen Kloster, welches später Jahrhunderte lang als eine Hauptschule der Wissenschaft und Kunst im ganzen Abendlande geglänzt hat.

Ohngefähr zu derselben Zeit, als Kolumban mit seinen Gefährten an den Bodensee kam, erschienen drei ihrer Landsleute und Berufsgenossen im Breisgau und in der Ortenau. Otto, welchen die Sage nur dunkel kennt, gründete an der Kinzig eine Zelle, woraus nachmals das Kloster Schuttern erwachsen ist. Landolin hatte sich ohnweit der Bleich niedergelassen und lebte dort als Lehrer des Evangeliums, bis ihn der Pfeil eines Jägers neben dem Kreuz niederstreckte, welches er aus einer gefällten Tanne eben errichten wollte. Sein Freund Erulf bereitete ihm ein Grab, wohin später die gläubige Umgegend wallfahrtete und in dessen Nähe sich fromme Einsiedler niederließen, um das Werk des edlen Märtyrers fortzusetzen. Diese Waldbrüder sammelte endlich Bischof Wikger von Straßburg in eine Zelle, welche sein Nachfolger Otto im Jahre siebenhundert vier und dreißig zu einem Kloster erhob. Das Schicksal Landolin's erfuhr auch Trutbert, der sich im breisgauischen Schwarzwald, am Flusse Neumagen, unter dem Schutze des Grafen Odbert, angesiedelt hatte. Es erschlugen ihn während der Mittagsruhe seine eigenen Knechte aus Ueberdruß der arbeitsamen und frommen Lebensart, wozu er sie anhalten wollte. Graf Odbert ließ über dem Grabe des Ermordeten ein Bethaus errichten, welches hernach seine Enkel in eine Klosterzelle verwandelten und so der Abtei Sankt Trutbert ihren Ursprung gaben.

Ein Menschenalter nach den irischen Missionen an den Bodensee und Oberrhein erhielt auch die westliche Maingegend, wo damals zum Theil noch heidnische Thüringer wohnten, ihre Apostel des Christenthums. Der Inländer Kilian

mit mehrern Genossen und Schülern bahnte den Weg. Nachdem ihn der Pabst zu seinem Bekehrungsgeschäfte bevollmächtigt und angewiesen hatte, ließ er sich in der Gegend, wo Würzburg liegt, für bleibend nieder, und predigte das Evangelium mit solchem Eifer und Erfolge, daß Fürst und Volk die Taufe nahmen. Aber die Rache eines beleidigten Weibes brachte ihm den Untergang. Herzog Gosbert hatte die Gemahlin seines Bruders geehelicht, und als er auf Kilian's Zudringen von dieser Verbindung abstehen wollte, ließ jene die frommen Missionäre sämmtlich ermorden. Die blutige That geschah im Dunkel der Nacht; die Leichname der Ermordeten wurden vergraben, während man ausstreute, sie wären hinweggezogen. So wurden hier die noch schwachen Keime des Christenthums bald wieder erstickt, und es mußte ein neuer Apostel erscheinen, um sie zu retten.

In Baiern war das Evangelium um die Mitte des siebenten Jahrhunderts von dem heiligen Emeran verkündigt worden, welcher seinen Bischofsitz zu Poitiers verlassen hatte, um als Missionär einen beschwerlichern, aber auch verdienstlichern Wirkungskreis zu suchen. Er kam nach Regensburg, einer damals sehr volkreichen, prächtigen Stadt, wo die Herzoge des Landes zu wohnen pflegten. Von da wollte der fromme Mann weiter nach Osten, zu den Slaven, deren Bekehrung eigentlich sein Ziel war. Aber Herzog Theodo hielt ihn davon ab, und so verblieb Emeran noch drei Jahre in Baiern, worauf er sich zu einer Wallfahrt nach Rom anschickte. Kaum jedoch hatte er den Wanderstab ergriffen, als der Haß ihn verfolgte. Es wurde ihm die Verführung der herzoglichen Prinzessin aufgebürdet, deren Bruder ihn einholte und erschlug.

Nach dem Tode Emeran's that sich Niemand mehr für die christliche Kirche in Baiern besonders hervor, bis der heilige Rudbert erschien. Dieser Apostel des Evangeliums kam von Worms aus wahrscheinlich auf den Ruf Herzog Theodo des Zweiten. Er sollte nicht allein die Trümmer des Heidenthums, welche in den baierischen Ländern noch übrig waren, vollends vertilgen, sondern auch die unter den dortigen Christen selbst vielfach eingeschlichenen Irrlehren wieder ausrotten. Der Herzog hatte ihm die Vollmacht ertheilt, an einem für seinen Zweck wohlgelegenen Ort eine neue Kirche zu gründen, um sie zum Zentrum seines Wirkungskreises zu machen. Rudbert wählte nun Salzburg, wo die Ueberreste der alten Römerstadt Juvavium ein treffliches Material für seine Kirche boten. Als

er mit seinen gallischen Gefährten dieselbe errichtet und so den Grundstein zu dem salzburgischen Stift und Bisthum gelegt hatte, beschränkte der thateifrige Mann seinen Beruf keineswegs auf jene Forderungen Theodo's, sondern ging einen Schritt weiter und brachte sein Werk in genauere Verbindung mit dem Pabste, indem er den Herzog zu einer Reise nach Rom bewog, deren Erfolg zunächst die Befestigung der Kirchen zu Regensburg und Salzburg war. Rudbert verstarb im Jahre siebenhundert achtzehn und hinterließ in seinem Schüler Vitalis einen würdigen Nachfolger.

Zur nämlichen Zeit, als Rudbert in Baiern wirkte, versuchten es die angelsächsischen Brüder Ewald, das Evangelium bei den rheinischen Sachsen einzuführen. Sie fanden aber nur bei einigen Großen des Landes Zugang; das Volk wollte ihre Lehre nicht hören, und als sie gleichwohl damit fortfuhren, erschlug es die Verhaßten und warf ihre Leichname in den Rhein. Nicht viel glücklicher als diese Brüder in Sachsen waren ihre Landsmänner Wilfrid und Wibert bei den Friesen. Jener hatte zu York die bischöfliche Würde getragen, war aber durch Parteiwuth vertrieben worden und predigte nun, bei seinem Abgange nach Rom, an der friesischen Küste, unter dem Schutze Herzog Adgils, das Christenthum. Dieser war Mönch und kam nicht lange hernach mit einer Anzahl Gefährten zu Herzog Ratbod, fand jedoch ebenfalls beim gemeinen Volke wenig Anhang.

Aber nicht allein wollte das Evangelium in diesen nordwestlichen Ländern damals noch keinen Eingang finden, sondern es gerieth selbst in seinen alten Heimathgegenden am See und Oberrhein wieder mehr und mehr in Zerfall. Neue Apostel waren also auch hier nothwendig, um dasselbe aufzufrischen, um die Geistlichkeit aus ihrem Schlafe zu rütteln und die Pflanzschulen christlichen Wissens und Wandels zu vermehren. In diesem Sinne erschien der gallische Bischof Pirmin zu Anfang des achten Jahrhunderts am Bodensee, wo er auf Veranlassung eines alemannischen Großen und unterstützt von dem mächtigen Hausmeier Karl Martell das Kloster Reichenau gegründet hat. Man weiß, welchen Rang diese Stiftung später behauptete, da sie an Wissenschaftlichkeit mit Sankt Gallen und Hirschau glücklich wetteiferte, und an Reichthum beide übertraf. Pirmin aber verfolgte seinen Beruf nun weiter und durchreiste die benachbarten Länder, um ihre gesunkenen Klosteranstalten zu reformiren. Und während dieses Geschäftes

bekam er Gelegenheit, neue Gotteshäuser zu errichten, deren man nicht weniger als dreizehn aufzählt. Diesseits des Rheins gründete er Gengenbach, Schwarzach und Amorbach, jenseits aber Murbach, Maurusmünster, Neuweiler und Weißenburg, später meist sehr berühmt gewordene Abteien, welche für beide Rheinufer von einflußreicher Wichtigkeit waren.

Pirmin beschloß sein thatenvolles Leben im Winter siebenhundert vier und fünfzig, nachdem er noch die Freude genossen, mit demjenigen Manne bekannt zu werden, welcher das christliche Bekehrungswerk in Deutschland vollendet hat, drei Jahrhunderte seit es der heilige Fridolin begonnen. Ich meine dessen Landsmann Winfried. Dieser große Apostel wandte sich von Rom aus, wo ihm der Papst die Vollmacht seiner Mission ertheilte, zuerst nach Thüringen, um in den Fußtapfen des heiligen Kilian dem verschollenen Evangelium eine neue Stimme zu leihen. Was er daselbst noch vorfand, war ein trauriges Gemengsel von christlichen und heidnischen Gebräuchen, und nur seiner energischen Thätigkeit konnte es gelingen, das Unkraut auszureuten, um den Keimen der ächten Christuslehre einen gedeihlichern Raum zu verschaffen. Winfried errichtete an verschiedenen Orten neue Kirchen und Klöster, erweiterte seinen Wirkungskreis nach Hessen und nach Baiern, ordnete die kirchlichen Verhältnisse im südwestlichen Deutschland, und gründete endlich auch das Bisthum zu Würzburg, zwei und fünfzig Jahre nachdem sein Vorgänger den Ort durch das Blut des Märtyrthums geheiligt hatte.

Vielfach unterstützt aber in seiner apostolischen Arbeit wurde Winfried durch eine Reihe neuer Missionäre, welche ihm aus Britannien nachgefolgt waren, und worunter sich auch mehrere Frauen befanden. Von diesen letztern ist besonders Lioba zu nennen, welche zu Bischofsheim an der Tauber ein Kloster errichtete, dessen Einfluß auf die Umgegend sicher nicht unwichtig war. Eine Anzahl anderer Missionäre sammelte sich auf der Hohenau am Rhein, ohnweit Straßburg, und erhielt von dem elsässischen Herzog Albrecht die Erlaubniß zur Errichtung einer Abtei, wie auch zu Konstanz und andern Orten ganze Klöster von Britannien aus bevölkert wurden.

Endlich, nach einem vierzigjährigen Wirken in Schwaben, Baiern, Hessen, Sachsen und Friesland, wurde Winfried unter dem Namen Bonifazius auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben, wo er die oberste Leitung der

deutschen Kirchen führte, bis ihn bei einer neuen Bekehrungsreise eine Rotte heidnischer Friesen ermordete.

Dieses sind die Haupterscheinungen der irischen Missionen in Beziehung auf Deutschland. Die Bekenner aus Irland lehrten ein Christenthum in mönchischem Sinne, und sind auch als die Gründer des Mönchthums bei uns zu betrachten; aber es erfüllte sie derselbe heilige Eifer für die Lehre des Erlösers, wie ihn die ersten Apostel geathmet. Der Geist des Evangeliums hatte sie ergriffen, und führte sie hinaus unter die Völker. Die Welt mit ihrer rohen und eitlen Sinnlichkeit sollte besiegt werden; die alte Nacht der Abgötterei sollte dem Lichte des wahren Glaubens endlich weichen — das Gesetz der Liebe und des Friedens sollte herrschen. Dieser Gedanke begeisterte ihre starken Seelen und gab ihnen jenen Muth, womit sie alle Güter des Glücks verschmähten, alle Entbehrungen, alle Mühseligkeiten und Gefahren geduldig ertrugen, um der göttlichen Offenbarung als würdige Werkzeuge zu dienen. Viele von ihnen wurden das Opfer ihres Apostelamtes, die meisten verschwanden ohne Ruhm und Anerkennung bei der Mitwelt. Aber die Nachwelt wallfahrtete dankbar zu ihren Gräbern, und schmückte ihre verehrten Bilder mit Märtyrkrone und Heiligenschein.

Das erste Klosterwesen.

Wir haben geſehen, auf welche Weiſe das Chriſtenthum unter die deutſchen Völker eingeführt worden. Die Franken hatten daſſelbe durch Chlodwig, wie einſt die Römer durch Konſtantin, zu ihrer Staatsreligion erhoben, und in Folge deſſen war es mehr oder weniger auf alle Länder übergegangen, welche zur fränkiſchen Monarchie gehörten. Einmal überzogen eine Menge chriſtlicher Franken dieſe Länder theils als Grundbeſitzer, theils als königliche Amt- und Dienſtleute, als Grafen und Hofmeier; denn abgeſehen von den Privaterwerbungen fränkiſcher Herren, ſo wurde alles Land, welches nicht im Hof- oder Markbefang der Einwohner war, als Gut des Königs betrachtet, wo derſelbe häufig ſeine eigenen Meierhöfe oder Pfalzen errichtete, welches beinahe lauter Kolonien fränkiſcher, alſo chriſtlicher Familien wurden. Alsdann aber mußte es auch im Intereſſe der deutſchen Herzoge und Großen ſeyn, das Chriſtenthum anzunehmen und zu begünſtigen, weil der königliche Hof dieſe Aufmerkſamkeit verlangte und ſeine politiſchen Maßnahmen darnach richtete. War aber der Herr zum Evangelium übergegangen, was blieb den Dienern übrig, als ihm zu folgen? Bald wurde es in der vornehmen Welt gleichſam zur Mode, ſich taufen zu laſſen und einen Biſchof oder Abt zum Hausfreunde zu haben, was vorzüglich durch die Frauenwelt geſchah, welche dem Bekehrungsweſen weit zugänglicher als die männliche war, und ihm ſelbſt öfters mit großem Eifer oblag. Und ſo geſchah es denn, daß, zumal in

den westlichen Ländern, eine Menge angesehener Familien mit ihrem Gefolge das Heidenthum verließen, um der Lehre des Gekreuzigten zu huldigen.

Welch' ein Christenthum aber mußte es seyn, dessen Einführung und Beförderung größtentheils auf solchen Interessen beruhte? Der ächte Geist, der Geist der Liebe und Wahrheit, beseelte es selten; denn einige Gebetformeln, einige frommen Gebräuche und abergläubische Zeichen waren wohl Alles, was der große Haufen unter dem Bekenntnisse des Evangeliums begriff. Und je entfernter die christlichen Gemeinden von einem Orte lagen, wo eine Kirche, ein Bischofsitz bestund, desto mehr näherte sich ihr Gottesdienst dem Heidenthume, desto trauriger war der Zustand ihres religiösen und kirchlichen Lebens, — es war ein Gemische von heidnischen und christlichen Vorstellungen und Zeremonien, dessen Charakter deutlich wird, wenn wir lesen, daß in einem und demselben Tempel das Kruzifix oft neben dem Bilde des Wodan hing, oder Christus in Gestalt einer heidnischen Gottheit erschien.

So hatte es kommen müssen, daß man in Ländern, wo sich die christliche Kirche eines bessern Zustandes erfreute, mit Bedauern nach Deutschland schaute, und daß der apostolische Eifer viele Frommen antrieb, nach den deutschen Gauen zu wandern, um in den einen dem gesunkenen Christenthum neues Leben einzuhauchen, oder in andern durch die neue Lehre das alte Heidenthum zu überwinden. Diese Glaubensprediger aus Gallien und von den britischen Inseln kamen größtentheils als Mönche und verkündigten das Evangelium im Geiste der Anachoreten des Morgenlandes; aber eben dadurch gewannen sie jene Energie und Ausdauer, welche nöthig war, um unter fremden, durch die Völkerwanderung verwilderten Stämmen ihr schwieriges Werk zu einem ersprießlichen Fortgange zu bringen.

Wie wir gesehen haben, so waren die christlichen Missionäre die Gründer der ersten Klöster in Deutschland. Denn ihren Wanderungen setzten dieselben dadurch ein Ziel, daß sie sich an Orten, welche für ihr Bekehrungsgeschäft besonders geeignet schienen, oder die ihnen von den Herren des Landes angewiesen wurden, mit ihren Gefährten niederließen, Zellen und Bethäuser errichteten und das umliegende Erdreich kultivirten. Einige lebten als diese Einsiedler oder Waldbrüder, andere dagegen thaten sich enger zusammen, warben aus der Umgegend einige Genossen an und richteten ein eigentliches klösterliches Leben ein, indem sie

ein Oberhaupt erwählten und nach einer gewissen Regel ihre Zeit zwischen Arbeit, Gebet und Ruhe theilten. Eine solche Regel hatte schon der heilige Kolumban gegeben; weit verbreiteter aber wurde diejenige des heiligen Benedikt, welcher hundert Jahre früher auf Monte Cassino in Italien ein Kloster gestiftet hatte, dessen Ruhm durch alle Abendländer drang.

Das Mönchswesen beruhte auf dem biblischen Satze, daß alles irdische Glück gegen die himmlische Gnade für nichts zu achten sey. Daher die Lehre von der Unterdrückung der Sinnlichkeit als gefährlichster Feindin des menschlichen Seelenheils; daher die Grundsätze der freiwilligen Armuth und Keuschheit, und des unbedingten Gehorsams unter die Ordensregel. Benedikt verband aber mit diesen Tugenden der Entsagung auch die wohlthätige und erfolgreiche einer strengen Arbeitsamkeit — seine Mönche sollten ihren Lebensbedarf mit eigener Hand verdienen. So konnte man diese frommen Männer in ihren Einöden die Wälder ausreuten, die Sümpfe austrocknen, Aecker und Gärten bepflanzen, oder in ihren Zellen allerlei Geräthschaften und Geschirr verfertigen, oder Bücher abschreiben, Figuren malen, Bilder schnitzeln und Musik treiben sehen. Hierdurch wurde der mönchische Stand allmählig ein Ackerbau und Handwerk treibender, während er auf der andern Seite auch die Wissenschaften und die Künste betrieb. Daher wirkten diese ersten Klosteranstalten ungemein befördernd auf den Fortgang der materiellen und geistigen Kultur ihrer Jahrhunderte.

Bald aber traten die Mönche aus ihrer anfänglichen Armuth heraus; denn obschon ihr Gelübde jedem Einzelnen verbot, irgend ein Eigenthum zu besitzen, so durfte doch ein ganzes Kloster sich begaben und bereichern lassen. Und wie von einem besondern Geiste getrieben, beeiferte sich Hoch und Nieder, die Stifter und Klöster mit Grundstücken, Leibeignen, Zinsen und Gütten zu beschenken. Ja, es war eine Zeitlang überall gäng und gebe, daß freie Grundbesitzer ihre Hofgüter an ein Gotteshaus zu Eigenthum vermachten, und selbige von ihm hierauf als Lehen wieder zurückempfingen. Diese Erscheinung hatte ihren Grund jedoch nicht allein in der Frömmigkeit, sondern meistentheils in den Befreiungen der Geistlichkeit von allerlei Lasten und in gewissen Vorrechten, womit man sie seit Dagobert's Zeit vom Staate aus beschenkt hatte. Die Leute eines Klosters genossen viele Vortheile, sie waren vom Kriegsdienste frei, bewegten sich leichter,

fanden eher Hilfe in der Noth, und gediehen zu besserem Wohlstande, als die andern, welche oft ohne allen Schutz lebten und von den königlichen Beamten nach Willkühr behandelt wurden.

Das Volk eines Klosters oder Stiftes bestand also aus zwei Hauptklassen, aus Leibeigenen und aus Hörigen oder Zinsleuten. Jene waren eine Zugabe zu dem Boden, welchen sie bebauten, eine Waare, die man beliebig verkaufen, vertauschen oder verschenken konnte; diese dagegen besaßen persönliche Freiheit und die erbliche Nutznießung der Hofgüter, worauf sie saßen. Jene erhielten zu ihrem Unterhalte einen Theil des Ertrages von den Gütern, deren Bau sie betrieben, und in vielen Fällen auch einiges Eigenthum an liegender und fahrender Habe; diese hatten zu verschiedenen Zeiten des Jahrs gewisse Abgaben von ihrem Bauerngewerbe an das Kloster oder Stift zu entrichten, aller übriger Ertrag verblieb in ihrem freien Besitze. Zwischen beiden Klassen aber befanden noch die Freigelassenen und die Dienstleute oder Ministerialen, deren Verhältnisse etwas weniger drückend als die des leibeignen Standes waren, aus welchem sie größtentheils hervorgingen. Denn der Freigelassene, wenn er etliches Grundeigenthum besaß, konnte sich zum Freizinser emporarbeiten, und der Dienstmann erhielt für seine Dienste ein Stück Landes zur Benutzung, wodurch er ebenfalls zum Wohlstand gelangen konnte.

Alle weltlichen Angelegenheiten eines Klosters oder Stiftes wurden von einem Schirm- oder Kastenvogt betrieben, der ein Laie seyn mußte, weil die Geistlichkeit mit derlei Geschäften sich nicht befassen sollte. Man wählte gewöhnlich einen benachbarten mächtigen Herrn, welcher im Stande war, ein Gotteshaus vor Gericht und mit dem Schwerte kräftig zu vertreten. Aber diese Schirmvögte gewährten oft einen schlechten Schutz, indem sie selbst die Hand nach dem Kirchengute ausstreckten und die Einkünfte ihrer Schützlinge verzehrten. Die bedrängten Gotteshäuser waren daher genöthigt, sich unter den unmittelbaren Schutz der Könige zu begeben, was in der Folge jedoch wieder zu Mißbräuchen führte, da die Könige höchst nachlässige Schirmer waren, oder die Schutzbefohlenen ihren Günstlingen überließen, welche sich an dem Stifts- oder Klostergute oft noch frecher als die frühern Schirmvögte vergriffen. Nicht selten wurden von ihnen die Aebte gewaltsam vertrieben, und die Mönche aufs Kärglichste unterhalten.

Gleichwohl aber arbeiteten sich die Klöster unter allen Anfechtungen und Stürmen glücklich hindurch und gelangten zu einem vorherrschenden Gewicht, und das Mönchthum überstrahlte mit seinem Heiligenscheine der freiwilligen Weltentsagung mehr und mehr das Ansehen des Weltpriesterthums, welches an Strenge, Arbeitsamkeit und Wissenschaft freilich mit den immer freudiger emporblühenden Klosteranstalten nicht gleichen Schritt zu halten wußte. Auch begünstigte der Papst die Mönche weit mehr als die Weltgeistlichen, und bei den häufigen Konflikten beider Stände, behielten meist jene die Oberhand. So gelangte das Klosterwesen schon unter den Karlingern auf die ersten Stufen jenes Einflusses, welcher später so überwiegend hervortrat.

Wiederholen wir den Gang der Einführung und ersten Entfaltung des Christenthums in Deutschland mit einigen Hauptzügen. Das Gemengsel von keltischem, römischem und selbst ägyptischem Götterdienste, welches sich im Anfange der Kultivirung unserer Rhein- und Donauländer gebildet hatte, wird nach Hebung der Christuslehre zur römischen Staatsreligion allmählig von ihr verdrängt, bis sie in allen Hauptorten am Rhein und an der Donau die herrschende Kirche ist. In diese Zeit fällt die Gründung der ersten Bischofsitze jener Länder, welche unter der Verwaltung frommer Oberhirten zu Pflanzschulen des Evangeliums heranblühen. Da aber brechen die heidnischen Deutschen immer gewaltiger, um die verhaßte Römerherrschaft vom Rheine und von der Donau zu verdrängen und die eroberten Gegenden zur neuen Heimath zu machen. Unter diesen Stürmen zerfallen die christlichen Kirchen, und die endliche Eroberung der Länder durch die deutschen Stämme gibt ihnen den Todesstoß. Doch siehe da, — aus ihrem Grabe erstehen sie zu erneutem, desto kräftigerem Leben!

König Chlodwig wird Christ und erobert das christliche Gallien, worauf sich das ganze fränkische Volk zum Evangelium bekennt. Die übrigen deutschen Völker dagegen, obwohl sie dem großen Frankenreiche anheimfallen, widerstreben dem neuen Glauben noch. Im Stillen aber wirkt der Geist desselben unter ihnen und überwältigt, von mancherlei Ereignissen und Umständen unterstützt, allmählig auch die hartnäckigsten Verehrer des Wodan. Doch war dieser Sieg nicht möglich, ohne ein besonderes Institut der Bekehrung. Es erscheinen die

Glaubenshelden von den britischen Inseln; sie bringen neue Liebe, neue Begeisterung für das Christenthum, neue Kräfte für die Arbeit der Kirche, aber im Gewande des Mönchthums. Und nun, unter dem befördernden Einflusse des fränkischen Hofs und der einheimischen Großen, erheben sich eine Menge von Kirchen und Klöstern. Die Beförderung des Christenthums geht sogar in die Volksgesetze der Deutschen über. Da erscheint der heilige Bonifaz und füget den Schlußstein in das Gebäude der christlichen Kirche in Deutschland — und die letzte Spur des Heidenthums ist verschwunden. Es lebt nur noch als Erinnerung in den Sagen des Volks, verabscheut und verspottet. Die Boten des Evangeliums aber, welche die heidnischen Götzen gestürzt, erscheinen als Werkzeuge der Erlösung, werden mit der Glorie des Märtyrthums und der Wunderthätigkeit umgeben, und als Schutzheilige und Fürbitter gläubig verehrt. Ihr Vorbild wirkt für die praktische Moral des Volkes in demselben Maaße, wie das Wort der göttlichen Lehre selbst für Erleuchtung und Bildung der Seele. Man vergabet an ihre Altäre Güter über Güter und macht die Kirche reich, für deren Gründung und Erhebung sie gearbeitet, gelitten und in den Tod gegangen.

Karl der Große.

Karlmann, welchem bei der väterlichen Theilung das südliche Gallien mit Burgund, Elsaß und Alemannien zugefallen, hatte bei seinem Hinscheiden im Jahre siebenhundert ein und siebenzig zwei unmündige Söhne hinterlassen, die gesetzlichen Erben jener Länder. Karl aber, dessen früh entwickelter Herrschergeist keinen andern neben sich ertrug, wußte es bei der Reichsversammlung dahin zu bringen, daß man seine Neffen von der Erbfolge auf immer ausschloß und ihn allein als den Inhaber des fränkischen Thrones anerkannte. Es war dieses die größte Wohlthat für die Monarchie, indem dadurch die frühern, so verderblichen Bruderstreite unterblieben, und Karl seine Kraft sofort ungetheilt der Erweiterung, Sicherung und Kultivirung seines Reiches widmen konnte, was er auch mit solcher Umsicht, Liebe und Ausdauer gethan hat, daß ihm das Verdienst und der Ruhm eines der ersten aller großen Herrscher geworden ist.

Erweitert hat Karl das fränkische Reich durch die Unterwerfung der Longobarden, der Sachsen und Friesen, wie durch die Eroberung von Nordspanien und des westlichen Avarenlandes; gesichert hat er es durch die Ordnung des Heerwesens und Hebung des kriegerischen Geistes der Franken, durch die Errichtung der spanischen und avarischen Mark, durch Besiegung des aufrührerischen Herzogs von Baiern und durch Zügelung der verwegenen Normannen; kultivirt endlich hat er es durch Verbesserung der Gesetze, durch

Regelung der kirchlichen Verhältniſſe, durch Beförderung der Landwirthſchaft, der Gelehrſamkeit und Kunſt. Alſo Alles, was ein Fürſt beſitzen ſoll, das beſaß Karl — den ſcharfen Blick für das Einzelne, wie den großen für das Allgemeine, den Muth und das Talent eines geborenen Feldherrn, wie den forſchenden Sinn und die pflegende Liebe für die Künſte des Friedens, den hohen Ernſt und die energiſche Strenge des Herrſchers, wie die väterliche Milde und Obſorge eines Hirten der Völker. Und ſo trat er ein in die Geſchichte, „an Weisheit und Tugend jedem ſeiner Zeitgenoſſen überlegen, Allen eben ſo liebenswürdig als furchtbar, Allen gleich verehrungs- und bewunderungswürdig."

Als König Karl den Thron beſtieg, zählte er kaum erſt ſechs und zwanzig Jahre; aber ſchon ſeine erſte Handlung war diejenige eines Fürſten, welcher tief in die Verhältniſſe der ihm anvertrauten Völker blickt und ihr allgemeines Wohl aufrichtig zu heben ſucht. Er gab das Geſetz, daß jeder Freie jährlich zweimal vor dem Landgerichte zu erſcheinen ſchuldig ſey, im Sommer und im Herbſt. Hierdurch ſollte ſowohl das Gerichtsweſen neu belebt, als der ſchon ziemlich geſunkene Stand des freien Gutsbeſitzers oder Bauern, der zahlreich angewachſenen Menge des königlichen Dienſtvolkes gegenüber, wieder gehoben, wie auch der Heerbann gefördert werden. Denn der König wollte nicht allein glänzende Gefolgſchaften, ſondern vielmehr eine geordnete allgemeine Landwehre, das heißt, eine bewaffnete, freie und ſtarke Nation. Um ſich zunächſt hatte er die tapferſten Franken zu einer eigenen Schaar, einer Art Leibregiment, geſammelt; ſie bildete gleichſam den Kern ſeiner Kriegsmacht, und leuchtete derſelben durch ihren Heldenmuth voran. Nur ein ſolches Heer konnte es ihm möglich machen, ein ganzes Menſchenalter hindurch Krieg zu führen, auf allen Seiten ſeines Reiches und oft zugleich auf verſchiedenen.

In Beziehung auf ſein Geſchlecht, deſſen Stern wir vor hundert Jahren mit Pipin von Heerſtall in der Geſchichte auftauchen ſehen, erſcheint Karl als Stammherr der Karlinger, welche den Merovingern gefolgt und endlich eben ſo ſchwächlich erloſchen ſind. Er hatte ſich von ſeiner Mutter verleiten laſſen, ſeine erſte Frau zu verſtoßen, um durch die Hand der Tochter des Königs der Longobarden eine Verbindung zwiſchen dem lombardiſchen und fränkiſchen Reiche zu ſtiften. Nun aber mißfiel ihm die neue Gemahlin, oder der Papſt, welchem dieſe

Heirath höchst zuwider war, brachte es durch seine Vorstellungen endlich dahin — Karl verstieß auch sie, und vermählte sich mit Hildegardis, einer Enkelin des ehemaligen Herzogs Gottfried von Schwaben. Diese Frau wurde die Stammmutter des karlingischen Hauses, denn sie gebahr dem Könige drei Söhne, den Karl, Pipin und Ludwig, von denen der letztere das Geschlecht fortgepflanzt hat.

In Beziehung endlich auf die damalige Welt war Karl, was Cyrus, Alexander und Cäsar für die ihrige gewesen. Sein Reich wurde ein wahrhaft abendländisches Weltreich — es verband die romanischen mit den germanischen Völkern und die altklassische Kultur mit den neuen unverdorbenen Bildungskräften der Deutschen; es vollendete die Vertilgung des Heidenthums und befestigte für immer den Bau der römisch-katholischen Kirche. „Darum scheidet Karl's mächtiges Walten in der Welt auch alle Zeiten vor ihm und nach ihm; das glänzende Gestirn seines Namens scheidet das Alterthum der germanisch-deutschen Zeit von der des Mittelalters, indem Alles, was vor ihm geschah, nur gleichsam auf ihn hingearbeitet, und Alles, was nachher geworden, von ihm ausgegangen zu seyn schien. Er bildet den Heroen der ältern germanisch-deutschen Völkerwelt, und wie bei allen Heroen der Weltgeschichte, hat sich auch wieder bei ihm die Sage seiner Geschichte bemächtigt; seine Geburt und seine Jugend sind von Wundern umzogen; an seinen Namen hat die Dichtung alles Großartige, alles Heldenhafte geknüpft; und wie nie bei einem andern Manne ist jener ihm von der dankbaren Nachwelt ertheilte Beinamen des Großen eine so wesentliche Bezeichnung seines Heldencharakters geworden."

Unterwerfung der Longobarden.

Als König Desiderius seine Tochter vom fränkischen Hofe als „Verstoßene" wieder heimkommen sah, mußte ihn diese Schmach aufs Tiefste verletzen. Er sann auf Rache, und glaubte die besten Werkzeuge dazu in den beiden vom Throne verstoßenen Neffen Karl's zu finden. Offen ihre Parthei ergreifend, unterhandelte er mit dem Papste, um sie zu Königen der Franken salben zu lassen. Aber die Sache zerschlug sich an der alten Feindschaft zwischen Rom und den Longobarden. Papst Hadrian weigerte sich jenes Schrittes, und Desiderius, ergrimmt darüber, erhob seine Waffen und bedrängte den Kirchenhirten in seiner eigenen Residenz. Da sandte dieser eilende Bothen über die Alpen an den Hof des mächtigen Königs der Franken, um schleunige Hülfe bittend wider den drohenden Feind. Karl erhielt die Bothschaft zu Diedenhofen an der Mosel; sie erschien ihm höchst erwünscht, und bei der nächsten Maiversammlung wurde eine Heerfahrt nach Italien beschlossen.

Also, im Jahre siebenhundert drei und siebzig, versammelte sich die fränkische Kriegsmacht zu Genf, und Karl theilte sie ab, um mit dem einen Theile den Mont Cenis zu passiren, während der andere unter dem Befehle seines Oheims Bernhard über den Mont Jour nach Italien drang. Desiderius dagegen befestigte die Klausen der Alpenpässe; aber sie wurden erstürmt und das fränkische Heer ergoß seine Schaaren ungehemmt in die Ebenen hervor, bis ihnen Pavia

Der Abt empfängt Carl.

und Verona ein Ziel setzen, wo sich dort der König selbst, und hier sein Sohn eingeschlossen hatte. Sie vertrauten auf die Stärke dieser Festungen und erwarteten mit Sicherheit, daß die Franken beim Eintritte des Winters sich wieder auf den Rückzug machen würden. Sie täuschten sich aber; denn sie blieben auch den Winter hindurch in Italien, obwohl es dem Papste nicht eben lieb sein mochte, der wohl Schlimmes daraus für die Folgezeit ahnen konnte. Der energische Karl jedoch begab sich auf das Osterfest nach Rom, hielt einen prächtigen Einzug, wurde als römischer Patrizier, als König der Franken und Longobarden von dem Papste begrüßt und er bestätigte ihm dagegen die Schenkung, welche sein Vater dem römischen Stuhl gemacht hatte — lauter Vorgänge von der größten Wichtigkeit für die Zukunft.

Zu Pavia aber nahmen Hunger und Seuchen während des Sommers so sehr überhand, daß die Stadt sich ergeben mußte. König Desiderius mit seiner Gemahlin wurde zum Gefangenen gemacht und nach Frankreich in ein Kloster geschleppt, wo er völlig in Vergessenheit geriet. Sein Sohn, der tapfere Adalgis, entkam zwar glücklich nach Konstantinopel, aber ohne Erfolg für sein Erbrecht auf den väterlichen Thron; denn die Lombarden hatten seit ihrer Niederlassung in Italien unter den Einflüssen des milden Himmelstriches und der verweichlichten fremden Sitten, die alte Kraft und Tapferkeit verloren. Als ihr Königshaus gefallen war, wagten sie keinen Widerstand mehr gegen den mächtigen Feind, und ergaben sich muthlos Demjenigen, welchen sie so schnell hatten siegen sehen.

„So endigte nach zweihundertjähriger Dauer die Selbstständigkeit des longobardischen Reiches in Italien, obschon es mit dem Untergange des einheimischen Königthums nicht aufgehört hat. Vielmehr dauerte dasselbe noch länger fort; denn die Lombarden verblieben ein besonderes Volk im Verbande mit dem fränkischen Reich, und lebten nach ihren eigenen Gesetzen, wie solche unter ihren Königen waren aufgezeichnet worden. Daher gestaltete sich aus diesem italischen Longobardien der dritte Haupttheil der fränkischen Monarchie neben dem alten Austrien und Neustrien. Wenn aber nun die Lombardei in dem politischen Systeme des Abendlandes die Stelle einnahm, welche früher Burgund behauptet hatte, so verharrte sie gleichwohl in schroffem Gegensatze

gegen das eigentliche Frankreich diesseits der Alpen, wie in ihr selbst wieder der Gegensatz zwischen dem östlichen oder deutschen und dem westlichen oder romanischen Lande deutlich hervortrat."

„Doch blieb das lombardische Volk nicht ganz ungemischt und seine Verfassung nicht ganz ungetrübt. Die Lombarden fühlten wohl die erlittene Schmach und bald genug den Druck der fremden Obwaltung; die Großen des Landes gehorchten den Franken nur mit Widerwillen und ergriffen gerne jede Gelegenheit, die Selbstständigkeit ihres Reiches wieder zu erringen. Daher suchte König Karl die Lombardei durch Uebertragung der fränkischen Staatseinrichtungen auf dieselbe möglichst fest an das politische System seiner Monarchie zu fesseln; aber trotz aller hieraus entspringenden Umstaltungen im Leben des Volkes, blieb dies Longobardien immer ein eigenthümlicher Theil des fränkischen Reiches, welcher in demselben Verhältnisse zu den karlingischen Königen, wie nachmals zu den römisch-deutschen Kaisern stund."

Krieg wider die Sachſen.

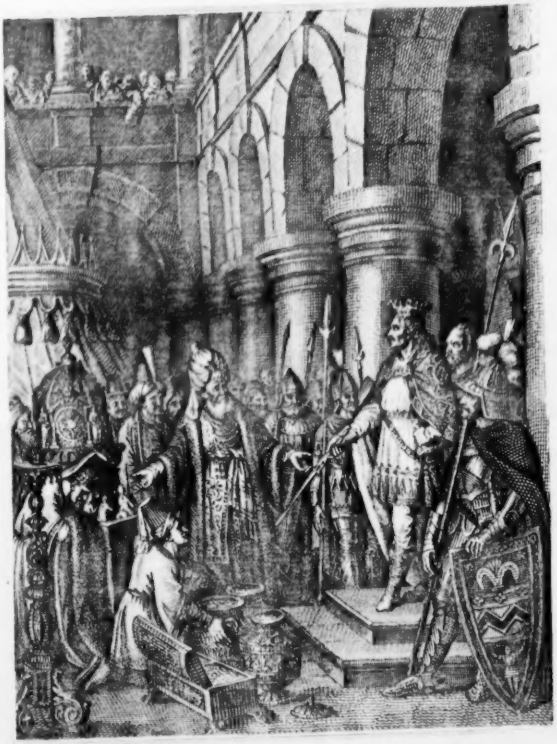
Wir haben gehört, wie ſchon unter Pipin ein Theil der Sachſen beſiegt und zur Anerkennung der fränkiſchen Monarchie gezwungen worden. Gleichwohl aber hatte der Kern des Volkes ſeine altererbte Freiheit erhalten und ſich gegen die Franken ſtets feindſelig gezeigt, wie ſolches auch bei Karl's Regierungsantritt wieder geſchah. Der König rückte ihnen unverweilt entgegen, nahm ihre Hauptveſte Eresburg oder Mersberg hinweg und zerſtörte die Irmenſäule, ihr National-Heiligthum. Ueberraſcht und beſtürzt durch dieſen ſchnellen Erfolg der feindlichen Waffen, ergaben ſich die nächſten Stämme der Sachſen und ſtellten dem Sieger Geißeln zum Zeichen ihres Gehorſams.

Während Karl aber das folgende Jahr auf ſeinem lombardiſchen Feldzuge zubrachte, benützte das durch die erſte Niederlage nur noch tiefer empörte Volk die Abweſenheit des verhaßten Feindes, um demſelben in den Rücken zu fallen. Dieſe Sachſen, welche in einer großen Freiheit gelebt und niemals Könige über ſich anerkannt hatten, wählten jetzt die edlen Männer Wittekind und Albion zu ihren Herzogen, und begannen den Krieg wohlgerüſtet und rachentflammt. Sie drangen verwüſtend vor bis in die Gaue der Heſſen, und drohten ſchon, die von Bonifazius zu Fritzlar errichtete Kirche niederzubrennen. Da aber erſchienen die Schaaren König Karl's, welcher inzwiſchen aus Italien zurückgekehrt war, und trieben die Sachſen wieder in ihr Land zurück.

Hiemit jedoch begnügte ſich der erzürnte Herrſcher nicht. Denn er kannte das ſächſiſche Volk, welches eben ſo treulos, als tapfer und freiheitsliebend war — er erblickte in ihm einen ſtets gefährlichen Feind, ſolange es unabhängig für ſich beſtund, ſolange es nicht der fränkiſchen Monarchie einverleibt und zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden. Daher entſchloß der König ſich, dieſe Einverleibung und Bekehrung durchzuſetzen oder das ganze Volk politiſch zu vernichten. Auf der andern Seite aber hatten die Sachſen ſich aufs Aeuſſerſte gerüſtet; es galt die Rettung ihrer uralten Selbſtſtändigkeit, die Erhaltung ihrer gewohnten Sitten und ihrer einheimiſchen Götter. „Und ſo erhob ſich in dem alten Ghersker-lande wieder ein Freiheitskampf, blutiger und verheerender, als jener, welchen Armin achthalbhundert Jahre früher gefochten; es waren nicht mehr römiſche Soldheere, ſo dieſes Land überzogen, es war das mächtigſte deutſche Volk, das alle übrigen Stämme unterworfen und faſt alle Länder von Achen bis Rom eingenommen hatte — das ſiegreiche Volk der Franken unter dem größten Eroberer, welchen die deutſche Geſchichte kennt. Gegen dieſen ſtanden die Sachſen und Friesen allein. Es erhob ſich ein wahrer National-Krieg, ja ein heiliger Krieg; die Sachſen ſtritten für ihren Odin, für Freiheit, Ehre, Gut und Leben; die Franken für Chriſtus und für ihre Weltherrſchaft."

Karl ſetzte bei Köln über den Rhein und drang aufwärts an der Ruhr bis zu der Bergveſte Siegburg, welche erobert ward; von da aber wendete er ſich gegen die Gresburg und nahm auch ſie wieder ein, gieng alsdann über die Weſer und durchzog das Land bis an die Oker und von da wieder rückwärts — überall ſiegend und die Stämme unterwerfend. Während dieſes Rückweges aber fielen die Sachſen eine jenſeits der Weſer zurückgelaſſene Abtheilung des fränkiſchen Heeres an, und brachten ihr eine empfindliche Niederlage bei. Doch hinderte dieſes den König keineswegs, ſeine Siegesbahn zu verfolgen und das ganze Sachſenland zur Huldigung und zur Stellung von Geißeln zu nöthigen. Er verließ es im Herbſt des Jahres ſiebenhundert fünf und ſiebzig, da eben die Nachricht an ihn gelangte, daß die mächtigſten der lombardiſchen Großen ſich verbunden hätten, das Joch der fränkiſchen Herrſchaft abzuwerfen. So wurde Karl hin und her über die Alpen von einem Schlachtfelde zum andern gerufen.

Kaum hatte er Italien erreicht, als ſich die Sachſen aufs Neue erhoben, die



Eresburg eroberten, die Siegburg umschlossen und die Eingänge des Landes durch Verhaue sicherten. Karl kam aber früher, als sie vermutheten, wieder zurück und führte jetzt eine viel zahlreichere Kriegsmacht, als bisher, über den Rhein, um dem Empörungskriege endlich ein Ziel zu setzen. Die Grenz-Verhaue wurden bald durchbrochen, und das fränkische Heer rückte verwüstend an die Weser vor. Da unterwarfen sich die bedrohten Stämme wieder, und nahmen sogar die Taufe an. Der König traute ihnen aber nicht mehr, verstärkte daher die Befestigung der Eresburg und erbaute an den Quellen der Lippe eine Zwingburg seines Namens, und versammelte im folgenden Frühjahr das Maifeld der Franken nach Paderborn, wozu auch die Sachsen berufen wurden, um ihnen die Macht und den Glanz der fränkischen Herrschaft vor Augen zu stellen und der Einführung der politischen und kirchlichen Verfassung der Franken bei ihnen den Weg zu bahnen. Es erschienen auch wirklich aus allen Theilen des Landes Edle und Unedle in Menge, welche sich den Forderungen des Königs bereitwillig unterwarfen; die Seele aber und das Haupt des Volkes, Herzog Wittekind, blieb aus — er hatte sich zu dem Könige der Dänen geflüchtet. Dagegen erschienen bei dieser Versammlung, was nicht ohne Erfolg auf die Stimmung der anwesenden Sachsen seyn konnte, mehrere arabische Fürsten aus Spanien, welche als Vertriebene den mächtigen König der Franken um Schutz anflehten und ihn zu einem Heerzuge über die Pyrenäen beredeten.

Karl unternahm diesen Heerzug, aber nicht sowohl als Eroberer, sondern als Verfechter der abendländischen Christenheit; er zog ja gegen dieselben Feinde des Evangeliums, deren Besiegung seinem Großvater die Heldenkrone erworben. Während der König nun siegreich vordrang bis an den Ebro, die vertriebenen Fürsten wieder einsetzte, die eroberten Landschaften zu einer fränkischen Mark gestaltete, und unter großen Gefahren und Verlusten seinen Rückweg nahm, war Wittekind wieder unter seinem Volke erschienen und hatte es zur abermaligen Schilderhebung aufgerufen — ein unermüdeter Verfechter der angestammten Sachsenfreiheit. Ueberall im Lande wurden sofort die fränkischen Beamten und Besatzungen vertrieben, und überall mit dem bittersten Hasse, wie einst bei den Gberusken die römischen Advokaten, so hier die christlichen Priester verfolgt. Alsdann überfielen die wildentflammten Herren raubend, sengend und brennend

das benachbarte Frankenland, und drangen vor bis nach Köln und Koblenz. In dieser Noth sandte Karl seine Leibschaar eilends an den Rhein und bot den Heerbann der Ostfranken und Alemannen auf, welche die Empörer in ihr Land zurück trieben.

Indessen war der König aus Spanien wieder heimgekehrt, und höchst erbittert über die steten Treubrüche der Sachsen, entschloß er sich, dieses halsstarrige Volk mit allem Nachdruck zu verfolgen und die strengste Rache an ihnen zu nehmen. Nachdem Karl im März des Jahres siebenhundert neun und siebzig bei Herstall einen allgemeinen Reichstag, der geistlichen und weltlichen Großen, und hierauf bei Düren das Maifeld abgehalten hatte, gieng er mit einem starken Heere über den Rhein, durchzog die Landschaften siegreich bis an die Weser und wollte schon diesen Strom überschreiten, als man ihm von jenseits entgegen kam, um zu huldigen und Geißeln zu stellen. Was aber in diesem Feldzuge nicht geschehen, das vollführte er in einem folgenden, und führte sein Heer über die Weser, über die Oker, bis an die Elbe, wie einst Drusus seine Legionen. Jetzt beugte sich allenthalben das treulose Sachsenvolk vor dem gewaltigen Herrscher, huldigte ihm, gab Geißeln und ließ sich taufen. Karl aber hielt eine Versammlung zu Orheim, wo auch die nördlichen Stämme die Taufe annahmen, und kehrte dann, nachdem er auch mit den slavischen Völkern jenseits der Elbe Verbindungen angeknüpft hatte — der Thätigkeit und Klugheit seiner Beamten sowohl, als besonders der Geistlichkeit das Weitere überlassend, ruhig an den Rhein zurück, von wo ihn verschiedene Angelegenheiten wieder nach Italien riefen.

Während dessen wiederholte sich in Sachsen das alte gefährliche Spiel; nur bewies man dabei mehr Klugheit als früher. Denn die Sachsen verbanden sich mit den slavischen Serben, und betrieben ihre Rüstungen ganz im Stillen; sie sahen scheinbar ruhig zu, als Karl, über die Alpen zurückgekehrt, im Jahre siebenhundert zwei und achtzig das Maifeld nach Lippspring berief, und mit geheimer Freude blickten sie ihm nach, als er ohne Ahnung ihres Vorhabens, zufrieden mit seinen Verrichtungen, das Land verließ. Kaum aber war das Frankenheer jenseits des Rheines angelangt, als die Serben über die Saale drangen, und Wittekind, welcher von seiner zweiten Flucht an den dänischen

Hof eilends zurückgekommen, um sein Volk zur Wiedererringung der verlorenen Freiheit dem Feinde entgegen zu führen. Eine fränkische Abtheilung erschien jetzt, um gegen die Sorben zu ziehen, und both die sächsischen Stämme zur Heeresfolge auf; da bemerkten die Franken zu spät, daß die Sachsen im Einverständnisse mit jenen ihre Waffen gegen sie gerichtet hätten. Diese Entäuschung stachelte die Rache; es kam zur Schlacht, am Berge Süntel, auf dem rechten Ufer der Weser. Die Uneinigkeit der fränkischen Heerführer schwächte ihre Macht, sie wurden umringt, geschlagen und fast gänzlich aufgerieben.

„Karl, über diese Niederlage noch mehr entrüstet, als ehedem Augustus über den Verlust der varianischen Legionen, kam nun selbst mit einem Heere nach Sachsen, berief alle Edelinge und forderte die Auslieferung der treulosesten unter ihnen; Wittekind war abermals glücklich entkommen. Das Volk, durch die fränkische Uebermacht geschreckt, verstand sich dazu, die Schuldigen auszuliefern. Es waren ihrer fünfhalbtausend; alle diese ließ Karl bei Verden an der Aller in einem Tage enthaupten. Eine so beispiellose Grausamkeit, anstatt die Sachsen zu entmuthigen, stachelte vielmehr das ganze Volk zur Rache auf. Hatten bisher meist die Edelinge mit ihren Gefolgschaften den Krieg geführt, und endlich auch die Landwehr einzelner Gaue aufgeboten, so setzte sich nunmehr der ganze Landsturm durch alle Gaue in Bewegung. In derselben Gegend, wo einst Augusts Legionen vernichtet worden, bei Detmold, geschah eine blutige Schlacht, und bald darauf, nachdem beide Theile neue Völker an sich gezogen, eine zweite an der Hase, beide ohne Entscheidung, ohne entscheidende Folgen. Die Sachsen wollten nichts mehr hören von Friedens-Verträgen und Geiseln, und setzten den Krieg fort, noch den nächsten und andern nächsten Sommer hindurch. Regengüsse und Gewässer hemmten die Unternehmungen des Feindes; Karl theilte sein Heer, ließ die eine Hälfte unter dem Befehle seines Erstgebornen in Westphalen, und begab sich mit der andern nach Thüringen, wo der übermäßige Druck der fränkischen Herrschaft eine weitverzweigte Verschwörung hervorgerufen hatte. Bei der Stellung des thüringischen Volkes aber zwischen den noch immer ungebeugten Sachsen und den ebenso feindselig gesinnten Baiern war dies eine große Gefahr, welche der gewaltige König nur durch seine Schnelligkeit und Kraft, wie durch seine schonungslose Härte und Bestrafung der aufrührerischen Häuptlinge, zu beschwichtigen

wußte. Karl überwinterte in Sachsen und ließ seine Familie auf die Ereksburg kommen, während seine Schaaren verheerend das Land durchzogen."

„Zu Paderborn aber hielt der König im Jahre siebenhundert fünf und achtzig das Maifeld, begab sich von da an die Elbe, und knüpfte dort, da Wittekind und Albion sich bei den überelbischen Sachsen aufhielten, Unterhandlungen mit ihnen an. Denn er mochte wohl erkennen, daß ohngeachtet seiner Siege die Treue des sächsischen Volkes immer schwankend und all' seine Anstalten für das Christenthum in dem besiegten Lande von unsicherm Bestande seyn würden, so lange nicht Wittekind, das Haupt des Volkes, von ihm gewonnen wäre. Dagegen aber mochten ebenso auch Wittekind und Albion die Ueberzeugung erlangt haben, daß ein fortgesetzter Widerstand gegen die fränkische Uebermacht nur die endliche Vernichtung ihres Volkes herbeiführen werde. Sie hielten daher eine Ausgleichung mit den Franken für das Gerathenste und folgten dem Könige unter sicherem Geleite nach Attigny, wo sie die christliche Taufe empfingen."

„Wittekind hatte angefangen wie Armin, und endigte wie Civilis. Für sein Volk hat er bei jener Ausgleichung nichts erlangt, vielmehr wurden demselben vom Ueberwinder strenge Gesetze vorgeschrieben. Die Todesstrafe setzte Karl auf den heidnischen Aberglauben, auf die Verschwörung mit Heiden gegen Christen, auf die Empörung gegen den König und seine Beamten, auf die Beschädigung der neuen Kirchen und die Verletzung ihrer Priester. Er geboth allen Sachsen, die Taufe zu nehmen und den Zehent von ihren Grundstücken an die Kirche zu entrichten; die allgemeine Volksversammlung durfte nicht mehr abgehalten werden ohne die Gegenwart eines königlichen Sendboten, und die Gaue wurden von französischen Grafen verwaltet. Uebrigens stellte der König feierlich die Urkunde aus, daß er, nachdem die von seinen Vorfahren unbesiegten Sachsen endlich überwunden und zur Taufe gebracht worden, sie mit ihrer vorigen Freiheit begabt und für seine Person keine Abgaben von ihnen genommen, sondern sie allein Dem zinsbar gemacht habe, welcher ihm den Sieg verliehen."

Gleichzeitig mit den Sachsen wurden auch die Friesen unterjocht, und zum Christenthume gezwungen. Karl konnte nun sicher glauben, sich des Nordens von Deutschland für immer bemeistert zu haben, und zog jetzt gegen die Baiern, Wilzen und Avaren, wobei ihm sowohl die Friesen als die Sachsen die Heeresfolge leisteten.

Bald jedoch änderte ſich der Sinn der letzteren; ſie verſagten die Heeresfolge und litten es auch nicht, daß jene dieſelbe ferner noch leiſteten. Sie glaubten den König mit ſeinen übrigen Feinden genug beſchäftigt, um in ſeinem Rücken einen Aufſtand wagen zu dürfen. Aber Karl überraſchte ſie; ſeine Schaaren drangen von zwei Seiten plötzlich in das Land, und das auf dem Sendfeld gelagerte ſächſiſche Heer, als es ſich dermaßen umſchloſſen ſah, wollte keine Schlacht wagen und ergab ſich. Doch war dieſes wieder nur eine theilweiſe, augenblickliche Unterwerfung, indeſſen der Geiſt des Aufſtandes ſo lebhaft durch das Land wehte, daß Karl noch ſieben Feldzüge dahin thun mußte, bis er glauben durfte, Sachſen ſey für bleibend unterworfen. Um die Unterwerfung deſto ſicherer zu vollbringen, führte er jedesmal eine Me..e Gefangener mit ſich aus dem Lande, welche alsdann in entfernte Gegenden des Reiches verpflanzt, während ihre erledigten Güter meiſtentheils mit fränkiſchen Vaſallen beſetzt wurden.

„So haben von allen deutſchen Völkern die Sachſen am ſtandhafteſten für ihre alte Freiheit geſtritten. Ueber dreißig Jahre lang dauerte dieſer Krieg. Karl eroberte indeſſen ganz Italien, drängte die Araber über die Pyrenäen zurück, ſtürzte den Herzog von Baiern, beſiegte die Avaren und Slaven — nur die Sachſen waren immer noch nicht gebeugt. Sie ſollten den Odin abſchwören, unter dem ſie von jeher ſiegreich geſtritten; ſie ſollten chriſtlichen Prieſtern den Zehent reichen, von fränkiſchen Grafen ihr Recht nehmen und in den Krieg des Königs der Franken ziehen, wohin er's geboth — eine ſolche Aenderung ihres Glaubens, ihrer Sitten und Gewohnheiten fiel ihnen unerträglich. Der Abſtand gegen die fränkiſche Verfaſſung war bei ihnen viel größer, als bei den andern Völkern, und die Franken ihrer Seits hielten ſich zu Allem berechtigt, weil ſie die gute Abſicht hatten, ein Heidenvolk zum wahren Glauben zu bekehren. Karl ſelbſt erſchöpfte ſich in allen Mitteln, welche ſchon die Römer gebraucht. Nachdem das Land mit Feuer und Schwert verheert worden, mußte er die Vornehmſten für ſich zu gewinnen und Zwietracht unter die Stämme zu werfen. Und als das Volk, ſeiner erſten Häupter beraubt, in krampfhaften Zuckungen immer wieder aufs Neue ſich erhob, wurde ſolange mit jenen Verpflanzungen fortgefahren, bis die Nation nicht mehr dieſelbe war, und nur Wenige gefunden wurden, welche ſich der vorigen freien Zeit noch zu erinnern wußten."

„Doch auch jetzt konnten die Waffen nicht entscheiden. Karl fuhr fort, die Vornehmen mit Gütern und Ehrenstellen, mit Geschenken an Kleidern, Geld und Wein zu gewinnen. Nach seiner Zurückkunft von Rom, im Jahre achthundert schickte er nochmals ein Heer gegen die überelbischen Sachsen, und berief alsdann alle sächsischen Edelinge auf einen Tag nach Selz, um endlich den Frieden zu verhandeln. Wenn die Sachsen unter einem Königshause vereinigt gewesen wären, so hätte wohl ihr Widerstand von größerem Nachdrucke seyn oder wenigstens die Folge haben müssen, daß sie als besonderes Volk, wie die Longobarden, in den fränkischen Königs-Titel aufgenommen worden wären. So aber beschloß Karl, sie völlig mit dem großen Franken-Reiche zu vereinigen. Nachdem er ihnen zugestanden, gleiche Rechte und Vorzüge mit den Franken zu genießen, und ihre alten Gesetze und Gewohnheiten zu behalten, wurde beschlossen, daß sie das Christenthum annehmen, den König der Franken als ihr Oberhaupt anerkennen, demselben die Heeresfolge und der Kirche den Zehent leisten sollten. Auf diese Bedingungen schwuren die versammelten Edelinge den Eid der Treue — die letzten Deutschen, welche ihre Religion und Selbstständigkeit aufgaben. Um aber den Friedensvertrag in Vollzug zu bringen, unternahm Karl noch eine Heerfahrt nach Sachsen und lagerte bei Oldenstätt. Von dort aus schickte er verschiedene Schaaren in die Gaue zu beiden Seiten der Elbe, und ließ ohngefähr zehntausend Sachsen mit Weibern und Kindern hinwegführen und in verschiedene Theile des Reiches versetzen. So endigte der größte unter den Kriegen Karls, welcher auch die Franken viele Opfer gekostet. Die Sachsen wichen der Gewalt, aber in ihrem Sinn blieben sie unverändert."

Sturz der Agilolfinger.

Wie wir wissen, so hatte von den deutschen Herzogen, welche vordem gegen Pipin den Kleinen aufgestanden, allein dessen Neffe Thassilo in Baiern seine Würde behalten. Es war jedoch unter der Bedingung geschehen, daß dieselbe fortan kein selbstständiges Erbthum, sondern ein Lehen des fränkischen Thrones seyn sollte. Aber Thassilo vergaß dieses bald wieder, herrschte mit königlicher Gewalt in seinem Land, ordnete mit den weltlichen und geistlichen Ständen die Verhältnisse desselben ganz unabhängig, verbesserte das baierische Gesetz auf seinen eignen Namen hin, führte Krieg ohne die Franken und erklärte seinen Sohn Theodo zum Mitherzoge, ohne sich um die lehensherrliche Bestätigung zu kümmern. Ein solches Benehmen konnte dem Frankenkönige um so gefährlicher erscheinen, als derselbe die Wichtigkeit der Lage Baierns für sein Reich, die Wichtigkeit der rhätischen oder tyrolischen Alpenpässe als nothwendiger Verbindungsstraßen mit der Lombardei und ganz Italien schon längst hatte einsehen müssen. Es war ihm daher eine ernstliche Angelegenheit, den stolzen Baiernherzog auf friedlichem Wege zur Wiederanerkennung der fränkischen Oberhoheit zu vermögen, und er benützte die Gelegenheit, hiebei auch den Pabst, welcher gegen den Eidam des gestürzten Lombardenkönigs mit Recht ein großes Mistrauen hegte, für sich ins Interesse zu ziehen. Denn Thassilo hatte die eine Schwester des Prinzen Adalgis zur Gemahlin, während die andere dem Herzog von Benevent, dessen eifrigstem Anhänger,

vermählt war. Es gieng daher im Jahre siebenhundert ein und achtzig eine päbstliche und königliche Gesandtschaft an den Herzog von Baiern ab, und die Wirkung, welche sie bei der damaligen Zeitlage hervorbrachte, war von der Weise, daß Thassilo es vor der Hand für klüger erachtete, scheinbar nachzugeben, als den übermächtigen Feind in das Land zu rufen; auf dem Reichstage zu Worms leistete er dem Könige aufs Neue den Eid der Huldigung. Allein man konnte bei dieser Gelegenheit wohl bemerken, wie ernstlich die Sache gemeint sey — der Herzog verließ den Reichstag voll geheimen Grolles in seinem Herzen. Karl aber zog mit einem Heere nach Italien und demüthigte den Herzog von Benevent, welcher mit Adalgis sich verschworen hatte, unter Mithülfe des Hofes zu Konstantinopel und der wilden Avaren, das Königreich der Longobarden wieder herzustellen.

Um dieselbe Zeit begab es sich, daß Thassilo mit dem Grafen von Trient, welchem Karl wohl nicht ohne besonderes Interesse die Bewachung der benachbarten Alpenpässe anvertraut haben mochte, in eine Fehde gerieth, worin derselbe erschlagen ward. Dieses reizte den Zorn des Königs in solchem Grade auf, daß er den Herzog vom Pabste in den Bann erklären ließ, und hernach auf die nächste Reichsversammlung nach Worms abermals vorlud. Thassilo aber, von dem Ehrgeize seiner Gemahlin gestachelt und das Schicksal seines Schwagers vor Augen, verschmähte es, dieser Vorladung Folge zu leisten, und begann, auf den Fall eines entscheidenden Schlages, seine Kriegsmacht zu rüsten. Es war zu erwarten gewesen — die wormser Versammlung erklärte den Reichskrieg gegen ihn, und ehe er sich's versah, stund Karl mit einem starken Heere am Lech, während ein zweites aus Italien, und ein drittes aus Franken heranzog. Dieser Uebermacht mußte der Herzog weichen, und der König zog es auch jetzt noch vor, seinen Zweck auf friedlichem Wege zu verfolgen. Thassilo entsprach der Aufforderung Karl's, erschien in dessen Heerlager und empfieng sein Herzogthum aus der Hand seines Monarchen, wie ehedem als ein Lehen der fränkischen Krone.

Doch war diese Unterwerfung nur eine Nachgiebigkeit gegen das augenblickliche Gebeth der Nothwendigkeit, und gerade so redlich gemeint, wie jene oft wiederholte der Sachsen. Im Gegentheil — die stolze Lombardentochter ertrug die Demüthigung ihres Gemahls eben so wenig, als sie den Sturz ihres Vaters vergessen konnte. Thassilo trat sofort mit den Avaren in ein näheres Bündniß, und hoffte auf

Heinrich von Ofterdingen gebichtet.

eine Unterstützung seiner Sache durch die Bewegungen in Italien und den sächsischen Krieg. Es scheint ihm aber an der nöthigen Umsicht und Energie gemangelt zu haben; denn warum beschleunigte er seine Verbindungen nicht, und warum unterließ er es, sich mit den Sachsen zu Schutz und Trutz zu vereinigen? Hätten die Baiern, die Sachsen, die Avaren, die lombardischen Großen und der byzantinische Hof zusammengehalten — so mußte Karl wohl endlich die baierische und sächsische, wie die lombardische Unabhängigkeit anerkennen. Der König hatte aber kaum das avarische Bündniß entdeckt, als er den Herzog auf das Maifeld nach Ingelheim berief, und siehe da, Thassilo, um zu täuschen, erschien! Doch war er der Getäuschte: denn Karl ließ ihn gleich bei seiner Ankunft festnehmen und vor der Reichsversammlung anklagen. Das von dieser niedergesetzte Gericht, in Anbetracht, daß der Herzog schon unter König Pipin einmal das Heer verlassen, und seither gegen Karl mehrmals die Treue gebrochen, verurtheilte ihn zum Tode. Der Monarch indessen begnadigte ihn, und überließ ihm die Wahl seiner Strafe. Da wählte Thassilo die Entsagung des klösterlichen Lebens, und wurde sofort nach Sankt Goar gebracht, und später in das Kloster Lorsch am Rheine bei Worms. Hier verlebte der Gebeugte seine Tage in so strenger Bußübung, daß man ihm den Namen des Heiligen beilegte, und die Sage berichtet: als er alt und blind geworden, habe ihm ein Engel zum Führer gedient, da denn Karl einstmals in die Lorscher Kirche getreten und mit grauendem Erstaunen gesehen, wie ein holder Himmelsknabe den fürstlichen Greis vom Altare in das Kloster geleitet. Auch Thassilos beide Söhne hatten Mönche werden müssen, und seine Anhänger in Baiern waren aufs Härteste unterdrückt worden.

Diesen Ausgang nahmen die Agilolfinger im Herzogthume Baiern, welches lange Zeit in einem Zustande von Selbstständigkeit und Abhängigkeit geschwankt hatte, bis es jetzt völlig mit der fränkischen Monarchie vereinigt worden. Doch verblieb das baierische Volk, wie das sächsische, bei seinen alten Gesetzen und Gewohnheiten, und bewahrte dadurch seinen nationalen Stammescharakter.

Krieg gegen die Avaren und Normannen.

Die Avaren, dieſes große ſlaviſche Volk im heutigen Oeſtreich und Ungarn, hatten ſich durch den Sturz des Herzogs von Baiern keineswegs abhalten laſſen, gegen den Frankenkönig ihre Waffen zu erheben, und waren noch im Jahre ſiebenhundert acht und achtzig über die Reichsgrenze gefallen. Und obgleich ſie damals in drei Schlachten beſiegt worden, ſo verblieben ſie dennoch ſo gefährliche Nachbarn, daß Karl den Entſchluß faßte, ſie völlig zu vertilgen, um das Reich im Oſten ſicher zu ſtellen.

Es war im Jahre ſiebenhundert ein und neunzig, als er von Regensburg aus mit ſeiner Macht ſich erhob. Da zogen am rechten Ufer die Franken, Alemannen und Baiern, auf dem linken die Thüringer und Sachſen, Frieſen, und über die Alpen her die Longobarden dem Feinde entgegen. An der Ens vereinigten ſich die Heere in einem großen Lager, wo Karl die Rüſtungen und Angriffe traf. Die Avaren konnten einer ſolchen Macht um ſo weniger gewachſen ſeyn, als ihre Fürſten uneins unter ſich waren. Ihre Grenzverſchanzungen wurden bald durchbrochen, und ihre Schaaren allenthalben zurück geworfen, worauf der König verwüſtend bis an die Raab vordrang.

Dieſem erſten avariſchen Feldzuge ſollte aber ein zweiter, von weit größerem Nachdrucke, folgen. Zu dieſem Behufe ließ Karl in Oſtfranken durch einen Kanal zwiſchen Altmühl und der Rednitz die Donau mit dem Rheine verbinden, um die

Zufuhr für sein Heer zu erleichtern. Es mochten ihm dabei die großartigen Wasserbauten der Römer vorschweben, und wenn er das Werk auch nicht zur Vollendung brachte, so gebührt ihm doch der Ruhm, im achten Jahrhundert Etwas begonnen zu haben, was das neunzehnte erst zur Ausführung bringen wird. Durch verschiedene Angelegenheiten im Reiche zurückgehalten, konnte Karl der neuen Heerfahrt selbst nicht beiwohnen und vertraute die oberste Leitung derselben seinem Sohne Pipin. Dieser junge König und Feldherr führte den Krieg so tapfer, daß ein Theil des Feindes sich schnell unterwarf. Indessen war an eine völlige Besiegung desselben noch nicht zu denken, und man rüstete sich im Jahre siebenhundert sechs und neunzig zu einem neuen Angriffe.

„Seit dem großen Hunnenzuge, in beinahe vierthalbhundert Jahren hatten sich die Avaren in dem alten Pannonien so angebaut, daß innerhalb großer kreisförmiger Grewälle, wovon einer den andern einschloß, ihre Dörfer und Städte lagen, in Mitte derselben der Sitz des Chans mit seinen Schätzen. Diese Erdwälle, zum Theil auch mit Gesträuchen und Verhauen befestigt, wurden von ihrer Gestalt Ringe genannt. Nach manchem blutigen Gefechte wurden die Ringe endlich erstürmt und gebrochen, und all' die Schätze erbeutet, welche seit Attila's Tagen aus ungezählten Ländern zusammengeraubt worden, so daß die geldarmen Franken von dem an viel reicher erschienen. Ein Theil der Schätze wurde auf den Schwellen der heiligen Apostel in Rom niedergelegt und einen andern brachte Pipin seinem Vater nach Achen. Zu Herstall aber wurde sofort Rath gehalten, was mit den Avaren nunmehr zu beginnen sey. Ein großer Theil des Volkes war aufgerieben, ein Theil hatte sich über die Theiß geretiet: der übrige konnte leicht vernichtet werden. Aber die mildere Meinung der Geistlichkeit, die Avaren zu christianisiren, behielt die Oberhand. Es wurde daher ihr Land in eine Reichsmark verwandelt, mit baierischen und andern Kolonisten besetzt und in kirchlicher Beziehung unter einen Bischof gestellt. So sehen wir, nach diesem hartnäckigen, äusserst blutigen Kriege, Deutschland gegen Osten nun wieder soweit ausgedehnt, als es zur Zeit der gothischen Wanderungen die suevischen Stämme eingenommen hatten."

Karls Geſetze und Einrichtungen.

Die einfachen, auf die urſprünglichen Verhältniſſe der Anſiedelung gegründeten, und durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten Geſetze der deutſchen Völker hatten durch die großen Veränderungen, welche eine Folge der fränkiſchen Monarchie und des Chriſtenthums waren, vielfach ihren wahren Sinn, ihre entſprechende Anwendung und ihre heilſame Kraft verloren. Die Aufzeichnung unter den Merovingern blieb unvollſtändig, und die ſchlechte Verwaltung dieſer ſchwachen Herrſcher, im Bunde mit der einreißenden Barbarei und Ausſchweifung, beſchränkte die Wirkſamkeit der herrſchenden Geſetze mehr und mehr. Faſt Alles, die Lebensweiſe, die Sitten und Meinungen kehrten ſich in's Schlimme, und das augenſcheinlichſte Verderben drohte dem großen Frankenreiche. Da ſandte ihm der Himmel ſeine Retter — einen Karl Martell, Pipin und Karl!

In dem Letztern vereinigte ſich der Held, Regent und Geſetzgeber auf die glänzendſte und wohlthätigſte Weiſe. Und in der That, wer anders konnte damals helfen, als ein ſo außerordentlicher Geiſt? Durch ſeine Geſetze und Einrichtungen gab Karl ſeinen Völkern auf Jahrhunderte hinaus eine Stütze ihrer Freiheit und Wohlfahrt; ohne ihn, was wäre aus der europäiſchen Abendwelt geworden?

Als Regent und Geſetzgeber war Karl aber dadurch groß, daß er die Volksthümlichkeit achtete; daß er nicht generaliſirte und zentraliſirte, ſondern jeglichem Stamm ſein herkömmliches Landesgeſetz beließ, und allgemeine Verordnungen nur

da geltend machte, wo sie zur allgemeinen Wohlfahrt werden konnten. Auf diese Weise hat er die Reichs-, Kriegs- und Kirchenverfassung geordnet, die Landwirthschaft, die Wissenschaft und Künste gehoben. Daß aus manchen seiner Einrichtungen viele neue Misbräuche entstunden, deren Folgen für die Zukunft höchst verderblich wurden — wer wird dieses ihm allein auf die Schultern laden? Er hätte ein Gott seyn müssen, um es zu verhindern.

Kaiser Karl gab seine Gesetze in der Nationalversammlung auf dem Maifelde bei Worms, wo die Angelegenheiten des ganzen Reiches zur Sprache kamen; sie hießen Kapitularien wegen ihrer Eintheilung in Kapitel, und wurden durch die Erzbischöfe und Gaugrafen den Bischöfen und Centgrafen zugeschickt, um sie von den einzelnen Gemeinden vortragen und von ihnen bewilligen zu lassen; die Steuerbewilligung und die Berathung über laufende Geschäfte geschahen bei Versammlungen der Fürsten und Großen in den verschiedenen Königshöfen; alles Besondere aber sowohl von gerichtlichem, als kameralischem und militärischem Belang gehörte vor die Gau- und Cent- oder Hundertversammlungen.

Die ursprüngliche Gauverfassung bestund noch in ihrer Hauptsache; es hatten sich aber eine Menge Misbräuche in ihrer Verwaltung und Handhabung eingeschlichen, daß sie denselben über kurz oder lang nothwendig erliegen mußte. Karl wurde ihr Wiederhersteller: er drängte die übermüthigen Grafen in die Schranken ihres Amtskreises zurück, setzte sie unter seine Kontrole, und suchte das gesunkene Interesse des Volkes an den Gauversammlungen zu heben. Denn er wünschte weniger eine Schaar mächtiger Vasallen, als ein Volk von freien und wohlhabenden Grundbesitzern oder Bauern, freilich zunächst nur zum Zwecke seiner Heerverfassung, jedoch wohl auch aus Neigung für denjenigen Stand der Staatsgesellschaft, welcher die erste und sicherste Grundlage desselben bildet.

Der Gaugraf mußte entweder selbst, oder durch einen gültigen Stellvertreter mit zwölf vom Volke gutgeheißenen Beisitzern alle vierzehn Tage öffentlich Gericht halten. Die Streithändel wurden hier, wie vor Alters, nach der Aussage beeidigter Zeugen und Kundschaften, oder durch Gottesurtheile geschlichtet; nur hatte Karl hiebei den Zweikampf verboten und die Kreuz-, Feuer- oder Wasserprobe dafür verordnet. Jeder Verurtheilte mußte zur Gewähr seiner Folgeleistung ein Pfand hinterlassen oder eine Bürgschaft stellen. Vor dem Gerichte wurden auch alle

Vertrags-, Tausch- und Schenkungsakte verhandelt und darüber Urkunden auf Pergament, in lateinischer Sprache, mit wenigstens sieben Zeugenunterschriften, öffentlich ausgefertigt.

Jene Kontrole über die Gau- und Centgrafen bestund in den königlichen Kommissären oder Sendboten, welche Pipin der Kurze nach dem Sturze der herzoglichen Würde eingeführt hatte, und deren sich Kaiser Karl zur Erhaltung gesetzlicher Ordnung und Gleichheit vortrefflich bediente. Es hatte unter den Grafen und übrigen Großen der verschiedenen Landschaften eine wahre Sucht eingerissen, die kleineren Grundeigenthümer zu ihrem Vortheile auszubeuten; denn wenn ihnen ein solcher sein freies Gut nicht lehnbar machen wollte, wodurch er in die Klasse der Hintersassen oder Zinsleute herab sank, so ergriffen sie jedwede Gelegenheit, ihn dazu zu nöthigen; sie schickten ihn so oft in den Heerbann, oder chikanirten ihn auf andere Weise so lange, bis er verarmt war, und ihnen nun sein Grundeigenthum übertragen oder verkaufen mußte. Die Gefahr dieses abscheulichen Misbrauches, welcher die Volksfreiheit der Nation in ihrer Wurzel angriff, hatte Karl deutlich erkannt und suchte ihr durch die Gesetze sowohl, als durch das Institut der Kammerboten möglichst zu steuern. Die Letzteren bestunden je in einem Grafen und Bischofe; wenn sie in den Gauen erschienen, so versammelten sich alle geistlichen und weltlichen Beamten, um ihnen vor dem Volke die schuldige Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen. Die Kommissäre hörten alsdann die Bedrückten und ließen ihnen Recht verschaffen; sie bestraften schlechte Richter und ungehorsame Bürger, verbesserten entdeckte Mängel, entfernten eingeschlichene Misbräuche, und empfingen von den jungen Gemeindsgliedern den Huldigungseid.

Mit der Gauverfassung war natürlich auch das darauf gestützte Kriegswesen oder der sogenannte Heerbann in Verfall gerathen. Die Menge der waffenfähigen Landbewohner hatte zusehens abgenommen, das Gefolgwesen dagegen schon das Uebergewicht erlangt. Karl aber suchte nun vor Allem den Heerbann wieder herzustellen; er beschränkte die Gefolgszüge und Fehden und führte seine Kriege mit den Landeigenthümern, wodurch diese wieder zur Ehre des vaterländischen Wehrstandes gelangten. Wer sich bei dem Aufgebote nicht einstellte, wurde um sechzig Schillinge gebüßt, und wenn ein Beamter den Mangel eines Wehrmannes veranlaßte, konnte er um Vermögen und Amt kommen. Diejenigen, welche zu

arm waren, um selbst auszuziehen, mußten zusammen, nach den Verhältnissen ihrer Habe, zur Ausrüstung der Uebrigen beisteuern.

Da diese Ausrüstung, wie die Verköstigung für die erste Zeit eines Feldzuges ganz allein auf den Landeigenthümern ruhte, so war der Kriegsdienst allerdings eine große Last für dieselben; und man hat in der strengen Wiedereinführung und Handhabung des Heerbannes eine soldatisch tyrannische Maßregel erblickt. Sie wäre dies auch, wenn sie vereinzelt stünde; man muß dieselbe aber in Verbindung betrachten mit den übrigen Gesetzen und Einrichtungen des Kaisers, namentlich mit seinem Bestreben, die großen Vasallen zu vermindern, die Grafen und übrigen Beamten zu beschränken, um den freien Grundeigenthümern wieder mehr Raum und Gewicht zu verschaffen. Gewannen sie wieder das Uebergewicht, wurden sie ihrer Zahl nach wieder der ungleich vorherrschende Stand, alsdann war die Kriegslast um so erträglicher, als sie andere Lasten fast keine gekannt haben. Denn die Steuern, welche der Kaiser von der Nation bezog, hatten noch immer den Begriff von Gaben oder Geschenken, und waren äußerst gering, da er wie seine Beamten größtentheils von seinen Privatgütern lebte.

Für die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse war Karl nicht weniger besorgt, wie für diejenigen der weltlichen. Sein Augenmerk ging hierin sowohl auf die Kirche und deren Verfassung im Allgemeinen, als auf ihre Diener und deren Beruf insbesondere. Jene entsprach in ihrem Aeussern ganz der politischen; was die Grafen, Schultheißen und Zehntrichter in ihren Gauen, Centen und Gemeinden, waren die Bischöfe, Dekane und Pfarrer in ihren Syrengeln und Kirchspielen, und gleichwie bei den Gaugerichts- und Reichsversammlungen die weltlichen Gesetze gegeben und gehandhabt wurden, so die geistlichen bei den Landkapiteln, Synoden und Konzilien. Im Uebrigen waren die geistlichen Sachen streng von den weltlichen getrennt; denn schon auf dem Maifelde verhandelten die Bischöfe ihre Angelegenheiten besonders, und über die Leute und Güter der Kirche standen den Grafen keine Befugsame zu. Gleichwohl aber mußten alle bürgerlichen Angelegenheiten eines Klosters oder Domstiftes von weltlichen Sachwaltern oder Vögten besorgt werden.

Die gewöhnliche Geistlichkeit war damals um nichts besser, als unter den Merovingern; dies wußte Karl und drang daher auf möglichste Hebung ihrer

Zucht und Kultur. Streng verbot er ihnen, auf die Jagd zu gehen, Waffen zu führen, und überhaupt sich mit weltlichen Dingen zu beschäftigen; er ließ eine Uebersetzung der tauglichsten Stellen aus den heiligen Vätern in's Deutsche verfassen, welche an Sonn- und Feiertagen von den Priestern dem Volke vorgetragen und erklärt werden mußten. In Stiften und Klöstern aber befahl er die Errichtung von Schulen, worin die Knaben und Jünglinge in den damaligen Wissenschaften unterrichtet werden sollten. „Denn die Diener Gottes", meinte er, „müßten sowohl durch frommen Wandel, als durch Kenntnisse dem übrigen Volke vorleuchten. Gut handeln sey zwar besser, als bloßes Wissen; aber je mehr sich Jemand mit Kenntnissen bereichere, desto fähiger werde er seyn, gut zu handeln. Ein Priester müsse sein Leben opfern für seine Heerde; müsse dem Schlechten mit allem Muthe, aller Kühnheit widerstehen, und überall suchen, die Unterdrückten, die Hilflosen aus der Hand der Gewaltigen zu befreien. Um die Armen, um Wittwen und Waisen sich anzunehmen, wie ein Bruder und Vater, sey eine seiner unverbrüchlichsten Pflichten — um ihrer willen müsse er selbst gegen den Richter auftreten, jede Ungerechtigkeit mit lauter Stimme verkündigen, und wo solches nicht fruchte, bis zum Herrn des Landes dringen."

Welch' ein herrlicher, vom Palast bis in die niedrigste, ärmste Hütte wohlthätiger Beruf ist in diesen Worten dem Geistlichen angewiesen! Er erkannte es, der gute, große Karl, wie Kirche und Staat zum allgemeinen Wohle sich unterstützen und überwachen sollen. Er wußte das Geheimniß des gesellschaftlichen Gedeihens, das Geheimniß der wahren Ordnung und Freiheit. Jedem Stand das Seinige, jeder Gewalt das Ihrige — sie halten sich dann gegenseitig immer in den gesetzlichen Schranken, wenn es zu Uebergriffen, zu Mißbräuchen kommen will, und helfen sich wechselseitig in ihrer Wirkung zum Frommen der Gesellschaft — sie verhindern sich im Bösen und fördern sich im Guten.

Durch die Errichtung der Stifts- und Klosterschulen hat Karl eigentlich den Grund gelegt zu der nachmaligen Gelehrsamkeit der Deutschen, welche eine ihrer anerkanntesten Zierden ist. Denn ohne die Jahrhundert lange Ueberlieferung und Aufstapelung der gelehrten Schätze, wie wir solche vorzüglich den Benediktinerklöstern verdanken, würde das im vierzehnten und folgenden Jahr-

hundert von Italien ausgegangene Licht der Wissenschaft in Deutschland keinen so empfänglichen Boden gefunden haben; auch müßte unsere vaterländische Geschichte ohne die Männer, welche in den Kloster- und Stiftsschulen gebildet worden, ihrer zahlreichsten Quellen, der alten Chroniken und Jahrbücher, größtentheils entbehren.

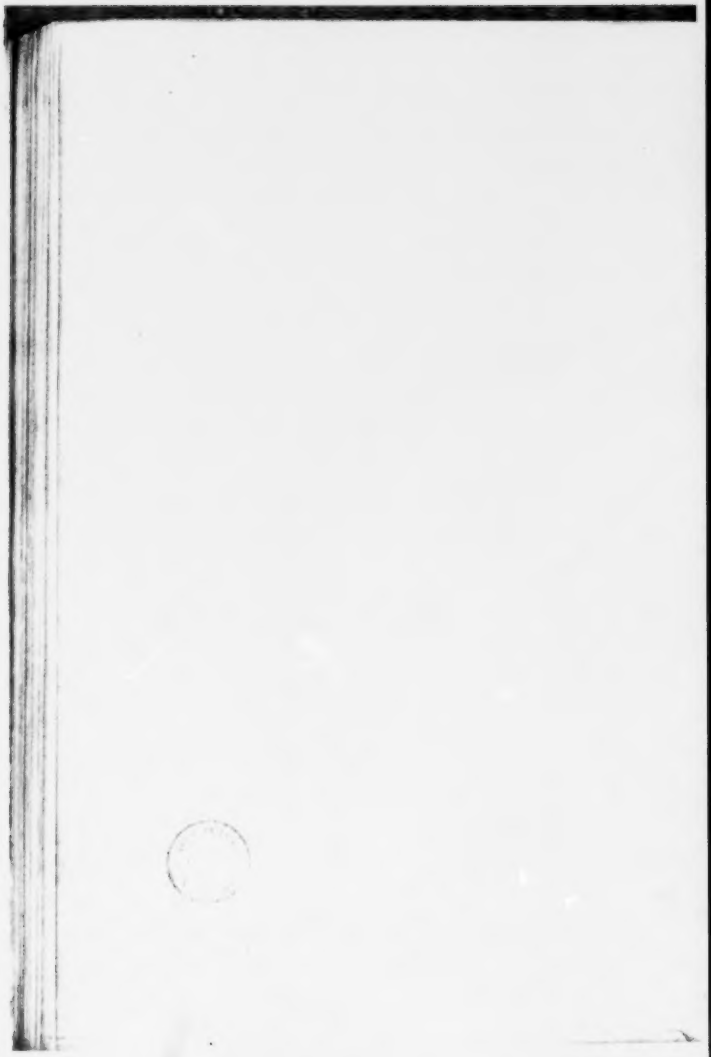
Aber nicht allein um die Wissenschaft, sondern auch um die Kunst machte sich Karl verdient. Die Deutschen seiner Zeit verstanden fast nichts vom höheren Bauwesen, von der Malerei und Musik. Der Kaiser gab ihnen darin die ersten Muster zur Nachahmung. Der Achener Dom, die Brücke zu Mainz, die Pfalzen zu Achen und Ingelheim, wie verschiedene Kirchen, welche er erbauen und mit Steinhauerarbeit und Malereien ausschmücken ließ, waren das Größte und Schönste, was man damals in Deutschland kannte. Alsdann sorgte der Kaiser besonders auch für die Verbesserung des Kirchengesanges; er ließ Sänger aus Italien kommen und schaffte die ersten Orgeln an.

Endlich, was ihn um so höher stellt als Regent und Landesvater, bemühte sich Karl ganz besonders um die Verbesserung und Emporhebung der Landwirthschaft. Bei dem Ueberflusse an Erdreich begnügten sich die gemeinen Grundbauer mit der hergebrachten Art und Weise, und von ihnen aus waren keine Fortschritte zu erwarten, wenn sie nicht Beispiele vor sich hatten, welche zur Nachahmung ermunterten. Solche Beispiele gaben aber damals nur die Klöster und die königlichen Maiereien, wo eine größere, mannigfachere, in einander greifende Haus- und Landwirthschaft getrieben wurde. Nun erließ Karl ein besonderes Kapitulare über seine Maierhöfe im ganzen Reich; er schrieb darin den einzelnen Maiern genau vor, wie viel sie jährlich Rindvieh und Schafe, wie viel Pfauen, Fasanen und Hühner nach Maßgabe ihrer Hubenzahl zu halten, wie viel Butter, Käse, Honig und Wachs zu gewinnen, wie viel Wein zu keltern oder Bier zu brauen, wie viel Eier zu verkaufen haben. Auch mancherlei Verbesserungen schrieb er ihnen vor; sie mußten versuchen, alle Arten von Getreide und Obst zu pflanzen, und immer gute Handwerker halten, um alle Werkzeuge und Geräthschaften verfertigen lassen zu können, welche der Garten-, Wein-, Wiesen- und Feldbau erfordert.

Karl's Privatleben.

Wie groß auch Karl als Feldherr, Regent und Gesetzgeber war, so erschien er als Privatmann nicht weniger liebenswürdig. Sein Leben daheim, auf seinen Pfalzen und Maierhöfen, bei seiner Familie und im Kreise seiner Vertrauten, seine Tagesordnung, seine Lieblingsbeschäftigungen, seine Vergnügungen — es trägt Alles das Gepräge eines großen Verstandes und reichen Gemüths. Fehler hatte der Held des Jahrhunderts wohl auch, und genug, um seinen Feinden den Stoff des gesuchten Tadels zu verschaffen; aber es ist lächerlich, eine so hellstrahlende Größe durch die Aufzählung menschlicher Schwachheiten verdunkeln zu wollen. Wir geben das häusliche Leben des Kaisers nach der Schilderung seines eigenen Geheimschreibers Eginhard.

Dieser geistreiche und gelehrte junge Mann soll eine natürliche Tochter seines Herrn, die schöne Emma, zur Gemahlin gehabt haben. Die Sage erzählt uns Mancherlei von der romantischen Liebe beider, ihre Ehe blieb aber kinderlos, und sie zogen sich gerne vom Geräusche des Hofes auf ihre Höfe Michel- und Seligenstatt im Odenwalde zurück. In frommer Abgeschiedenheit errichteten sie Kirchen- und Klosterzellen an diesen Orten, worin sie auch verstarben und begraben wurden. Doch hören wir nun, wie Eginhard das häusliche Leben, die Persönlichkeit, den Charakter und die Gewohnheiten seines Herrn und Kaisers beschrieb.



„Als Karl nach dem Tode des Vaters gemeinschaftlich mit seinem Bruder den Thron besaß, errang er dessen steten Groll und Neid mit solcher Geduld, daß man sich wundern mußte, ihn niemals in gerechten Zorn ausbrechen zu sehen. Die Tochter des Longobardenkönigs, welche schon im ersten Jahr der Ehe von ihm verstoßen worden, hatte er auf Betrieb seiner Mutter geheirathet. Mit seiner zweiten Gemahlin aber, der schwäbischen Hildegard, erzeugte der Kaiser drei Söhne und eben so viel Töchter, den Karl, Pipin und Ludwig, die Ruhtrud, Bertha und Gisela. Neben diesen hatte er noch mehrere außereheliche Kinder. Seine Mutter Berthrad galt besonders viel bei ihm; er behandelte sie mit der höchsten Verehrung, und es war nur einmal ein Zerwürfniß zwischen ihnen, bei jener Verstoßung. Diese edle Frau verstarb nach dem Tode Hildegard's, und der Kaiser ließ ihren Leichnam zu Saint-Denis neben dem Grabe seines Vaters feierlichst beerdigen."

„Seine Kinder ließ Karl in demselben Geiste und in denselben Künsten erziehen, worin er selbst erzogen worden. Die Söhne mußten sich, sobald es die Jahre erlaubten, nach Franken-Art im Reiten, im Fechten und Jagen, die Töchter im Spinnen, Weben, Nähen und in der Küche üben. In Ueberwachung dieser Erziehung war er so sorgfältig, daß er daheim niemals speisete, ohne die Kinder am Tische zu haben, daß er niemals verreisete, ohne sie mitzunehmen. Die Söhne ritten dann neben ihm her, die Töchter folgten auf einem Wagen nach, von den kaiserlichen Leibrittern beschützt. Da diese Mädchen außerordentlich schön waren, so mußte man sich wundern, daß keine von ihnen einen Gemahl erhielt; die Ursache lag aber in der übertriebenen Liebe ihres Vaters zu ihnen — er wollte sie nicht von Hause weglassen, weil es ihm unmöglich sey, außer ihrer Umgebung zu leben. Eine Sonderbarkeit solcher Art konnte nicht ohne schlimme Auslegung verbleiben, und der Kaiser erlitt deßwegen oft genug den giftigen Stachel der Verläumdung."

„Als Karl seine beiden ältern Söhne und die älteste Tochter durch den Tod verlor, errang er diesen Verlust nicht mit demjenigen Gleichmuth, wie es seiner starken Seele entsprach, sondern ließ sich vom Schmerze bis zu Thränen hinreißen. So hat er auch damals, wie ihm der Tod Papst Adrians gemeldet wurde, aufs Bitterste geweint; denn sein Herz war für die Liebe, die Freundschaft im höchsten

Grade empfänglich. Wenn er Jemanden sein Vertrauen geschenkt, so bewahrte er dieses Verhältniß auf's Standhafteste und Heiligste."

„Karl liebte die Fremden und verwendete auf ihre Bewirthung stets eine besondere Sorgfalt. Diese Aufnahme zog natürlich immer Viele derselben herbei, und also zwar, daß nicht allein die Räume der kaiserlichen Pfalzen zu ihrer Beherbergung nicht mehr hinreichten, sondern ihre wachsende Menge selbst dem Reiche lästig ward. Der Kaiser aber, wie seine großmüthige Gesinnung über derlei Aeußerlichkeiten und Nebendinge allezeit hinaus war, achtete dieser Last wenig, und nahm die Opfer und Störungen, welche seine Gastfreundschaft ihn kostete, gerne hin gegen den Ruhm einer so ächt fürstlichen Eigenschaft."

„Der Kaiser war von hohem, breitem und starkem Körperbau — er maß über sieben gewöhnliche Schuhe. Sein Haupt hatte eine gerundete Form, mit großen, lebhaften Augen, einer mittelmäßigen Nase, schönem Haarwuchs und freundlichem Antlitz, daher ihn, ob er stund oder saß, das Gepräge einer höchst ansehnlichen Manneswürde auszeichnete, obwohl Rücken und Bauch in keinem Verhältnisse stunden, was jedoch durch das Ebenmaß der übrigen Körpertheile gleichsam wieder bedeckt wurde. Sein Gang war fest und sicher, seine Haltung männlich, seine Stimme hell, aber der Riesengestalt des Körpers nicht ganz entsprechend. Er erfreute sich bis einige Zeit vor seinem Hingange einer vollen Gesundheit; die Aerzte waren ihm allezeit zuwider."

„Karl übte sich fortwährend im Reiten und Jagen, was ihm als einem Franken angeboren war; denn es mochte kaum eine andere Nation geben, welche die fränkische in diesen Künsten übertroffen hätte. Auch liebte er das Baden und Schwimmen, worin es ihm Niemand gleich that. Er ließ deßwegen auch die Pfalz zu Aachen erbauen und wohnte daselbst bis an seinen Tod. Und nicht allein seine Söhne, sondern auch seine Freunde und die Großen des Hofes, zuweilen sogar die ganze Schaar der Leibritter und Wärter, lud er zu sich in's Bad, so daß oftmals hundert und mehr Menschen mit ihm badeten."

„Der Kaiser trug die Landes-, das heißt die fränkische Kleidertracht — auf dem Leib ein leinenes Hemd, alsdann einen mit Seide verbrämten Rock, ferner mit Bändern befestigte Strümpfe und Schuhe, endlich einen blauen Mantel; im Winter auch über Brust und Rücken einen Kragen von Otter- und Mäusepelzen.

Carl Löfvenskiöld och Lucie Wallenstam.

Stets hatte er sein Schwert umgegürtet, dessen Griff mit Gold und Silber geziert war. Zuweilen trug er auch ein mit Diamanten besetztes Schwert, einen goldgestickten Mantel und die goldene Krone auf dem Haupt, jedoch nur an hohen Festtagen und beim Empfange fremder Gesandten. Die fremde Tracht verschmähte der patriotische Kaiser, wie prachtvoll sie auch seyn mochte, und nur zweimal, vor den Päbsten Adrian und Leo, bediente er sich der römischen. Seine Alltagskleidung unterschied sich nur wenig von der des gemeinen Mannes."

„Im Essen und zumal im Trinken zeigte sich Karl allezeit mäßig: denn es war ihm nichts verhaßter, als die Völlerei. Offene Tafel hielt er sehr selten, nur bei hohen Festlichkeiten; alsdann aber mit zahlreichen Gästen und vielem Prunke. Die gewöhnliche Tafel bestand in Ferkeln und Wildpret, welches die Leibspeise des Kaisers war. Während der Tafel ließ er Musik machen oder sich vorlesen. Die Geschichte der Alten war die gewöhnliche Lectüre; auch gefielen ihm die Werke des heiligen Augustinus, besonders die Bücher vom Staate Gottes. Karl trank Wein über Tisch, aber selten mehr als dreimal. Im Sommer genoß er zum Nachtische gewöhnlich einen Apfel, trank dazu noch ein Weniges und legte sich alsdann, nach Ablegung des Oberkleides und der Schuhe, drei oder vier Stunden lang schlafen. Die Nachtruhe unterbrach er vier- bis fünfmal durch Aufstehen. Während des Ankleidens durften seine Vertrauten um ihn seyn; auch ließ er bei diesem Geschäfte öfters, wenn im Königshof eine Streitigkeit vorgefallen war, den Pfalzgrafen mit den Parteien vor sich rufen und entschied den Handel."

„Karl besaß eine große Beredtsamkeit, und wußte Alles klar und verständlich auszudrücken. Er hatte auch einige fremde Sprachen erlernt, sprach das Lateinische mit derselben Geläufigkeit, wie die angeborene Mundart, und konnte sich selbst im Griechischen zur Noth unterhalten. Die freien Künste bildeten seine Lieblingsstudien; seine Lehrer darin verehrte er mit besonderer Hochachtung. In der Grammatik war es Pisanus, in den übrigen Disciplinen Alkuin, ein Angelsachse, der gelehrteste Mann weit und breit. Die meiste Zeit verwendete der Kaiser auf die Astronomie; er erlernte die Rechenkunst und beobachtete den Lauf der Gestirne mit großer Aufmerksamkeit. Auch im Schreiben versuchte sich Karl, und hatte immer eine Tafel oder ein Pergament unter dem Kopfkissen, um

in müßigen Stunden seine Hand im Buchstabenzeichnen zu üben; doch wollte ihm diese Fertigkeit nicht mehr recht in die alten Finger."

„Der Glaube der Kirche, worin Karl von Jugend auf erzogen worden, galt ihm für das Heiligste; weswegen er zu dessen Verherrlichung auch den prachtvollen Dombau zu Achen unternahm. Diese Kirche wurde von ihm Morgens und Abends, selbst auch während des nächtlichen Gottesdienstes, fleißig besucht, und seine stete Sorge war es, daß alle Verrichtungen darin mit der größten Würde vor sich gingen. Die Kirchengefäße ließ er aus Gold und Silber, und die Kirchengewänder in solcher Menge anschaffen, daß selbst die Thürwärter ihre besondere Dienstkleidung erhielten. Im Chorgesang und Gebet wurden sorgfältige Verbesserungen von ihm angebracht; denn beides verstund er so gründlich wie ein Geistlicher."

„Gegen die Armen war Karl in christlicher Demuth so freigebig, daß er seine Almosen nicht allein auf sein ganzes Reich ausdehnte, sondern selbst auf die armen Christen in Asien und Afrika. Zum Schutze für seine dortigen Glaubensbrüder unterhielt der Kaiser auch vorzüglich seine Verbindungen mit den orientalischen Herrschern. Wie gegen die Armen war er aber auch gegen die Kirchen freigebig, besonders gegen diejenige zu Rom, welche überaus reiche Geschenke an Gold und Edelgesteinen empfing. Denn vor Allem war es sein Lieblingswunsch, die Stadt Rom möchte durch ihn wieder die alte Herrlichkeit erlangen, und Sankt Peters Dom durch seinen Arm geschützt und durch seine Geschenke vor allen Kirchen geschmückt und begabt seyn. Billig also ertheilte ihm der heilige Vater den Namen Imperator Augustus, welchen er übrigens so wenig gesucht hatte, daß es ihn gereute, an jenem Tage in die Kirche gegangen zu seyn. Die byzantinischen Kaiser waren ihm wegen dieses Titels nicht wenig gram; er ertrug aber ihre Schmähungen mit seinem gewohnten großherzigen Gleichmuth, und wußte ihren Zorn allmählig so zu beschwichtigen, daß sie seine Gesandtschaften gebührend empfingen, und sich in seinen Briefen mit dem Worte Bruder begrüßen ließen."

„Nach der Annahme des kaiserlichen Titels, als Karl bedachte, wie unvollständig und widersprechend die Gesetze seiner Völker seyen, beschäftigte er sich mit deren Sichtung, Ergänzung und Ausgleichung. Dieses große und wichtige Unternehmen kam aber nicht zur Vollendung; doch ließ er alle Gesetze derjenigen

Stämme seines Reiches, welche noch nicht aufgezeichnet waren, in Geschrift verfassen. So ließ der Kaiser auch die alten National- und Heldengesänge niederschreiben und lernte sie auswendig. Selbst eine Grammatik der deutschen Sprache versuchte er, und gab den verschiedenen Windrichtungen wie den Monaten deutsche Namen; er nannte diese letzteren: Wintermond, Hornung, Lenz, Oster-, Wonne-, Brach-, Heu-, Ernte-, Weide-, Wind-, Herbst- und Heilmond."

„In seiner letzten Lebenszeit, als ihn schon Alter und Krankheit niederbeugten, berief Karl eine große und feierliche Versammlung der Großen des Reiches vor sich, und ließ darin seinen noch übrigen rechtmäßigen Sohn Ludwig, welcher damals König von Aquitanien war, mit allgemeiner Zustimmung zum Mitregenten und Nachfolger erklären. Nach dieser wichtigen Handlung, worüber die fremden Nationen in nicht geringe Furcht geriethen, schickte er den jungen König in sein Land zurück, und überließ sich nach seiner Gewohnheit in der Nähe von Achen auf einige Zeit dem Vergnügen der Jagd. Nach seiner Rückkehr, mitten im Winter, ergriff ihn ein heftiges Fieber. Er glaubte dasselbe, wie ehedem, durch strenges Fasten wieder zu vertreiben; es trat aber noch ein Seitenstechen hinzu, und nach sieben Tagen ging der Kaiser, versehen mit der heiligen Communion, in das ewige Leben über, am achtundzwanzigsten Jänner achthundert und vierzehn, im zweiundsiebzigsten Lebensjahr und im siebenundvierzigsten seines Reiches."

„Der Leichnam des Verblichenen wurde nach alter Sitte einbalsamirt, und in feierlichem Zuge, unter lautem Weinen und Wehklagen des Volkes, nach der von ihm erbauten Stiftskirche gebracht und daselbst zur Erde bestattet; aber nicht liegend in einem Sarge, sondern sitzend auf einem goldverzierten Thronstuhl, im kaiserlichen Ornate, die Krone auf dem Haupt, das Schwert umgegürtet, ein Evangelienbuch in der Hand, und zu den Füßen das Scepter und den Schild. Ueber diese Gruft ward ein Grabmal errichtet mit dem Bildnisse des Kaisers und einer einfachen Aufschrift."

Die damalige Verfassung.

Durch die Einverleibung der deutschen Völkerstämme in die fränkische Monarchie, durch die Annahme des Christenthums, die Aufzeichnung der Gesetzbücher, die Veränderungen im Grundbesitze, die Entwickelung des Lehenwesens, und endlich durch die Reformen Karl's des Großen hatte das deutsche Rechts- und Verfassungswesen eine Umwandlung erlitten, worin es gegen seine ursprüngliche Gestalt nicht allein schon sehr abwich, sondern eigentlich die Mutter der spätern, von jener Urverfassung so verschiedenen Rechts-, Gerichts- und Wehrverhältnisse ward.

Die Einrichtung der Gaue war geblieben, nur hatten sich bei der wachsenden Bevölkerung und Verbreitung des Anbaues die größern Gaue in zwei, drei und mehrere kleinere getheilt, worin die Grafenämter durch verjährten Gebrauch oder andere Umstände schon zuweilen bei gewissen Familien erblich geworden; zuweilen aber standen auch zwei oder drei Gaue unter einem und demselben Grafen. Durch den Einfluß dieser mächtigen Herren, welche als königliche Beamte meist einen andern als den Vortheil des Volkes suchten, hatte sich die Ungleichheit des Grundbesitzthums so gesteigert, daß es einer großen Zahl geringerer Freien nicht mehr möglich war, sich als Allodialbesitzer zu erhalten. Sie wurden das Opfer der Macht oder des Reichthums, indem ihre einzige Rettung von gänzlichem Untergange in der Unterwerfung unter das Patronat eines Grafen,

einer Kirche oder eines andern reichen Grundherrn (Dynasten) befund. So mußte es kommen, daß ein Gau, worin ehedem mehrere Hunderte von freien Grundeigenthümern gewohnt hatten, jetzt nur noch wenige, aber desto unverhältnißmäßig reichere aufzählte.

Durch diese für die gemeine Freiheit so verderblichen Veränderungen war auch das Gerichtswesen mehr oder weniger in Mißbrauch und Zerfall gerathen. Der lebhafte Antheil daran hatte sichtbar abgenommen; es erschienen meist nur diejenigen, welche mußten — und was für Hemmnissen, Beeinträchtigungen und Gewaltstreichen waren die ärmeren Freien ausgesetzt, welche das Unglück traf, den Grafen oder Jemanden seines Anhanges zum Widersacher, zum Feinde zu haben! Der Graf übte das Aufgebot zum Heerbanne; wurden ihm nun seine Chicanen in den Prozessen etwa vereitelt, so hatte er durch ein solches Kriegsam[t] genugsame Mittel in der Hand, seine Opfer zu verfolgen. Und eben diese traurigen Mißbräuche veranlaßten wieder eine Menge mittlerer und geringerer Grundbesitzer, sich freiwillig zu Hintersaßen solcher Patronen zu machen, von deren Macht sie einen sichern Schutz erwarten durften.

Hätte es verhindert werden können, daß die Grafen in ihrem Gaue sich Grundbesitzthum erwarben, so war die gemeine Freiheit noch auf lange hinaus gesichert. Es entstanden alsdann wohl die reichen Dynasten, aber keine Herren, in deren Hand der größte Landbesitz mit dem obersten Kriegs- und Richteramte des Gaues vereinigt lag. So aber mußte es in der Folge dahin kommen, daß aus dem ursprünglichen bloßen Reichsbeamten ein übermächtiger Landeigenthümer, der am Ende den ganzen Gau unter sein Patronat brachte, und dadurch der alleinige Grund- und Gerichtsherr desselben ward.

Nur zwei Einrichtungen gab es, welche das Umsichgreifen der Gaugrafen noch einigermaßen beschränkten. Einmal hatten dieselben beim Urtheilfällen am Gaugerichte keine Stimme, sondern blos den von den Gerichtsschöffen nach den Landesgesetzen gefundenen Spruch zu bestätigen und zu vollziehen. Alsdann unterlagen sie der Controle der königlichen Sendgrafen, welche Karl der Große erneuert hatte, als er wahrgenommen, wie sehr seine Reichsbeamten ihre Gewalt mißbrauchten. Diese Sendgrafen oder Kammerboten durchzogen als „königliche Statthalter" das Reich, um sich in den verschiedenen Gauen und Ländern über

das Benehmen der Grafen und Bischöfe zu unterrichten, und dem Könige darüber Bericht abzustatten. Es waren in der Regel zwei für einen bestimmten Bezirk, der eine weltlichen, der andere geistlichen Standes, und jährlich einmal hielten sie einen öffentlichen Landtag, wobei die sämmtlichen Bischöfe, Aebte, Grafen und Vögte des betreffenden Reichstheiles zu erscheinen hatten, um ihre Beschwerden anzubringen, oder über ihre Amtsverwaltung Rechenschaft abzulegen, oder über die Klagen des Volkes Rede zu stehen. Die Einrichtung der Sendgrafen war also vortrefflich; leider aber gerieth sie nach dem Hingange des Kaisers mehr und mehr in Zerfall, und verschwand endlich völlig, worauf die Herzoge und Grafen in ihren Ländern und Gauen als eigene, fast unabhängige Herren zu walten begannen.

Aus den Gauen bestunden die Herzogthümer. Der schwankende Namen und Begriff der alten Fürsten und Stammeshäupter hatte durch die fränkische Monarchie in dem Herzoge seine Bestimmtheit erlangt. Die Karolinger zwar wollten die herzogliche Würde als eine lästige Mittelgewalt aufheben; sie war aber zu tief gewurzelt im deutschen Nationalleben, und bildete sich, trotz ihrer theilweisen Unterdrückung, jetzt nur desto entschiedener aus. Der Grund zu den vier National-Herzogthümern war gelegt; Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben wuchsen heran, als die Hauptsäulen des künftigen deutschen Reichs-Gebäudes.

Neben den Herzogen aber hatte sich das Amt der Pfalz- und Markgrafen gebildet. Jene waren die obersten Richter und Verwalter der unmittelbar königlichen Leute und Güter, diese die Handhaber der königlichen Gewalt in den neueroberten Grenzländern. Von den verschiedenen Pfalzgrafen erhob sich derjenige in Rheinfranken zur wahren Macht und Würde eines Herzogs, weil in diesem Reichstheile kein solcher bestund, da es die Könige ursprünglich selber waren. Das markgräfliche Amt blieb ein sehr wechselndes, unbestimmtes, indem die Vorländer des Reiches oft wieder verloren gingen, wie sie gewonnen worden, wodurch dasselbe öfters eine bloße Würde, ein leerer Titel ward.

Die innere Grundlage der deutschen Rechts-, Gerichts- und Wehrverfassung war noch immer der freie Grundbesitz; aber schon hatte sich in die Ritzen dieses soliden Fundaments der Same des Lehenwesens gesetzt und zum Keime

entwickelt — für die Zukunft sollte der Feudalismus zu einem Baume heranwachsen, dessen schwellende Wurzeln den alten Allodialismus aus seinen Fugen trieben und dem Zahne der Zeit bloßstellten.

Noch immer war der freie Grundbesitzer der eigentliche Bürger, welcher steuerte, bei Gericht erschien und das Heer bildete. Es gab im Grunde keine ordentlichen, sondern nur nothgedrungene und zufällige Kriegs- und Landessteuern, das heißt unter Anderem, ein Jeder, welcher durch Krankheit oder andere Umstände am Auszuge verhindert war, mußte eine Heersteuer entrichten, und so oft die königlichen Sendgrafen in den Gau kamen, mußten sie von den Gausaßen verköstigt werden; dieser Art waren die damaligen Steuern. Die übrigen Abgaben, jenes Ei, Huhn oder Pfennigstück bei der Heerschau, jene Gaben beim Erscheinen des Königs und dergleichen, wie jene Leistungen auf das besondere Bitten der Obrigkeit, hatten den Sinn von herkömmlichen oder freiwilligen Geschenken.

Bei Gericht erschienen als Kläger, Beklagte und Richter nur die freien Grundbesitzer; denn alle Hintersaßen und Leibeigenen wurden von ihren Herren oder Patronen vertreten. Und so betraf auch der Heerbann wieder allein die freien Grundeigenthümer, nur daß neben ihm, wie ehedem die Gefolgschaften, jetzt das Aufgebot der Vasallen oder Lehenleute bestund. Es durchkreuzten sich die aus dem alten Allodialismus und dem neu aufstrebenden Feudalismus entspringenden öffentlichen und Privatverhältnisse schon damals hundertfältig, wie denn allmählig auch das Gerichtswesen durch diesen Wettstreit der beiden Systeme mancherlei Modificationen und Abänderungen erlitt.

Das Lehenwesen übrigens gründete sich auf den ächt germanischen Gebrauch, Kriegs- oder andere Dienste nicht mit einer Besoldung, wie es später der Fall war, sondern durch Verleihung eines Grundstückes zu belohnen. Der Verleiher hieß der Lehenherr, der Empfänger aber der Lehensmann; jener besaß das dominium directum, dieser das dominium utile. Durch diese Einrichtung, zumal nachdem die Lehensnachfolge in den Familien erblich geworden, gerieth der Verth des ächten oder Allodialgrundbesitzes mehr und mehr in Abnahme, weswegen sie auch so reißende Fortschritte gemacht hat. Es kam eine Zeit, wo nicht allein bei weitem der meiste Grund und Boden aus dem unmittelbaren in den Lehensstand

übergegangen war, sondern auch fast alle Rechte und Nutzungen in Lehen umgewandelt wurden — und aus diesen im alltäglichen Leben ganz und gaben Verhältnissen entwickelte sich in der Nation jene Idee, wornach der Kaiser als Reichs-Oberhaupt der einzige dominus directus war, von welchem alle Fürsten und Reichsbeamten ihre Länder und Würden zu Lehen trugen.

In welchem Verhältnisse zur Zeit Karl's des Großen der König zu den Herzogen, wie diese zu den Grafen gestanden seyen, ist mit Genauigkeit nicht wohl zu bestimmen. Es war von der einen Seite ein schwankendes Anerkennen, und von der andern eine unbestimmt begränzte Behauptung der Oberhoheit. Praktisch bestund die königliche Gewalt in der obersten Aufsicht, in der Verleihung der Staatsämter und sogenannten Regalien, als Markt- und Handelsrechte, und in der Leitung der Reichskriege. Den Herzogen lag vorzüglich die Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ihrer Länder ob, und die Berathung allgemeiner Landesangelegenheiten mit den Großen ihres Bereiches, woraus sich nachmals die herzoglichen Landtage und Landgerichte entwickelt haben; im Kriege erschienen sie als die Heerführer oder Generale der Stammesvölker, woher auch ihr Name kommt. Die Grafen endlich präsidirten die Gaugerichte und führten die Hauptmannschaft über das Gauaufgebot.

Der König zeigte sich in vollem Glanze seiner Würde auf dem Mai- oder Märzfelde, wo ursprünglich blos die große Heerschau oder Waffenmusterung geschah, später aber auch die Nationalangelegenheiten verhandelt wurden, was dann allmählig in einen wahren Reichstag überging. Hier versammelten sich alle weltlichen und geistlichen Großen der Monarchie. Die Mächtigern und Vornehmeren derselben beriethen sich in einem engern Kreise über die vorhandenen Reichsgeschäfte und die nöthigen Satzungen, welche sie alsdann den übrigen Versammelten zur weiteren Berathung oder zur Annahme vorlegten. Die auf dem Maifeld gefaßten Beschlüsse galten unabänderlich für das ganze Jahr, und dieses veranlaßte Karl den Großen, eine zweite Reichsversammlung im Herbste zu veranstalten, wo man die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches für die nächste Maiversammlung vorläufig berieth. Hiezu wurden aber nur die einflußreichsten Großen und die königlichen Räthe beigezogen, welche ihre Beschlüsse in geheimer Berhandlung faßten, um auf dem Hauptreichstage mehr freie und sichere Hand zu

haben. Alle Beschlüsse und Verordnungen übrigens wurden im königlichen Namen abgefaßt, und nach ihrer Bestätigung durch die Maiversammlung vom Könige und sämmtlichen Ständen unterzeichnet.

Man ersieht hieraus, daß die königliche Gewalt eine sehr beschränkte war, und die herrschenden Begriffe darüber erlaubten es selbst dem mächtigen Karl nicht, eine Erweiterung derselben zu versuchen. Noch deutlicher aber erscheint diese Beschränkung durch die Thronfolge und den Steuerbezug des Königs. Denn obwohl die erstere erblich war, so blieb ihre Gültigkeit doch an die Bestimmung des Reichstages gebunden, wie denn Karl der Große, als er seinen ältesten Sohn zum Mitregenten erhob, jegliches Glied der versammelten Stände besonders um seine Einwilligung anging. Die Steuern aber, welche der König aus dem Reiche bezog, waren so unbedeutend, daß er beinahe ganz von seinen Privat- und Krongütern leben mußte, und ihm keine großartigern Mittel zu Gebote stunden, um gegen den Willen der Reichsversammlung Etwas von Wichtigkeit zu unternehmen.

Die königlichen Steuern, wenn dieses Wort gebraucht werden darf, bestunden in den jährlichen Geschenken der geistlichen und weltlichen Großen, in den öffentlichen Zöllen, in den Strafsummen für die unterlassene Heeresfolge und einem Theile der Wehrgelder für geschehene Mordthaten. Reichere Einkünfte fielen ihm jedoch von den Kron- und Kammergütern, welche im ganzen Reiche zerstreut umher lagen. Es gehörten dazu die Reichsmaierhöfe, die Reichsforste und Reichsbergwerke. Auf mehreren der Maierhöfe hatte der König eine Pfalz, wenn er sich gewöhnlich die gute Jahreszeit hindurch abwechselnd aufhielt, denn eine beständige königliche Residenz gab es damals, wie auch Jahrhunderte lang beinach, noch keine.

So bestund also das Meiste in seinen Aeußerlichkeiten damals noch, wie unter den ersten Merovingern, in der allgemeinen Verfassung und in der Landwirthschaft, in Gewerben, in Handel und Wandel, wie in den Sitten und Gebräuchen. Und auch im innern Leben war fast Alles wenig von den frühern Zuständen verschieden — die Denkungsart, das Christenthum, die Moralität, die Kunst und Wissenschaft.

Einen hochwichtigen Unterschied aber gewahren wir zwischen der Volks-

vertretung vor und nach dem Jahrhundert des großen Kaisers. Denn früher war dieselbe unmittelbar, das heißt, sie geschah durch jeden freien Bürger, also durch das Volk selbst, während sie jetzt immer mehr mittelbar geschah durch Repräsentanten oder Stände. Dieser Unterschied mußte sich aus der Veränderung, welche mit der Religion und mit dem Grundbesitze vorgegangen war, ganz natürlich ergeben. Der bei weitem größte Theil des Volkes war ja hintersässig oder leibeigen geworden, dadurch hatte sich der Adel als besonderer Stand gebildet, wie nebenher auch die Diener der Kirche, die Geistlichkeit, eine durch Standesfreiheiten mächtige Stellung gewannen. Am Reichstage erschienen, wählten, sprachen und handelten also nur die Vornehmsten des Reichs, am herzoglichen Landtage die Großen des Herzogthumes, am Gaugericht die Edlen und Freien der Grafschaft. Diese veränderte Volksvertretung mußte aber durch die Erblichkeit der herzoglichen und Grafen-Aemter, neben der überhandnehmenden Herrschaft des Feudalismus, endlich vollends ihre Volksthümlichkeit verlieren und in jene Anstalt übergehen, welche das Reich seinem Untergange entgegen geführt hat.

Ein Jahrtausend hat diese traurige Verfassungsentwickelung gedauert — die Stände bewilligten Gelder und Truppen, und die Ausschweifung der Gewalthaber fand keine Zügel mehr, während das gemeine Volk seinen Bürden erlag, und das Leben eines unmündigen Kindes dahinschleppte; das vaterländische Recht hatte man vergessen, während hochfahrende Juristen unter dem Pomphafte römischer Gesetzesformeln alles wahre Rechtsgefühl erdrückten; die deutschen Bruderstämme verhöhnten und haßten sich; die deutschen Höfe und Staatsmänner buhlten mit dem Auslande; die Gebildeten wetteiferten in der Nachahmung des Fremden und in der Verspottung des Einheimischen; der Kaiser war ein Schattenbild, jeder Reichsfürst dagegen ein kleiner Louis XIV, und alles Volksbewußtseyn, aller Nationalstolz war verschwunden — und doch lag zwischen Karl dem Großen und dem letzten deutschen Kaiser manche glorreiche Zeit, das Jahrhundert der Hohenstaufen, das Jahrhundert des Städtebundes, das Jahrhundert der Konzilien! Freilich, aber das tiefgewurzelte Uebel, welches der Feudalismus erzeugt hatte, ließ keine dieser großartigen Erscheinungen zur reifen Frucht gedeihen, und das Reich stürzte zusammen,

trotz all' der Mühen patriotischer Männer, es durch zeitgemäße Reformen zu retten. Das kam von der Verfassung, von der Art und Weise der Volksvertretung!

Jetzt, nach tausend Jahren, seit die gemeine deutsche Volksfreiheit ihre letzten Tage gesehen, erstehet aus den Trümmern des gefallenen Nationalreiches ein neues Deutschland. Die Leibeigenschaft und der Feudalismus sind ausgelöscht, der Landmann ist wieder freier Herr seines Bodens, und genießt die gleichen Rechte mit dem Bürger und Junker — und in mehreren Staaten sind wieder freie Verfassungen, herrscht wieder eine wahre Volksrepräsentation, während sich in den übrigen eine solche vorbereitet.

Die herrschenden Gesetze.

Seit dem Bestehen der deutschen Völkerstämme im Verbande der fränkischen Monarchie waren ihre Gesetze nach einander aufgezeichnet und für die Zeitbedürfnisse erweitert worden. So hatte man jetzt nicht nur ein salisch- und ripuarisch-fränkisches, burgundisches, westgothisches und longobardisches, sondern auch ein baierisches, sächsisches, friesisches, thüringisches und alemannisches oder schwäbisches Gesetz. Wie verschieden nun dieselben unter einander auch waren in den Bestimmungen ihrer einzelnen Theile, so lag ihnen dennoch etwas Gemeinschaftliches zu Grunde, was beim ersten Blick in die Augen sprang. Sie athmeten alle den Geist der altgermanischen Freiheit, indem sie nur Verbote enthielten, indem sie persönlich waren und die Heiligkeit von Ehre, Gut und Leben als ersten Grundsatz behaupteten.

Noch galten aus der Urzeit her in vollem Sinne jene einfachen Rechtssprüche: „Ein Mann, ein Wort; kein freier Mann hat auf sein Leben verzichtet; Jeglicher ist Herr innerhalb seiner vier Pfähle; es kann Einer nur von Seinesgleichen gerichtet werden; wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.“ Es galt aber ferner ebenso noch der Grundsatz: „Wer Eins der Meinigen verletzt, der verletzt mich.“ Daher die Fortdauer der Familien- und Blutrache, indem eine jegliche Verletzung an Ehre, Leib oder Gut ohne Einschreiten der Oberkeit gebüßt

und bei einem Todtschlage das Lösegeld privatim an die Verwandten des Erschlagenen entrichtet werden konnte.

Man hat die damaligen Gesetze hart und barbarisch genannt; man hat es abscheulich gefunden, daß sie alle Strafen auf das Geld setzen, und das Leben eines Freien so ungleich höher anschlagen, als dasjenige eines Hintersassen oder Leibeigenen. Dieses Alles ist aber mehr im Scheine als in der Wirklichkeit begründet. Wenn die meisten Bestimmungen der altdeutschen Gesetze rohe Verwundungen und Todtschläge betreffen, so möchte man wohl glauben, sie wären für Barbaren geschrieben worden. Man betrachte indessen den Charakter und die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit etwas näher — der Teutsche war noch, wie früher, ein Mann vom besten Herzen, aber leidenschaftlich und aufbrausend; seine und der Seinigen Ehre galt ihm Alles. Hiezu denke man sich nun den stets bereiten Muth und die stete Bewaffnung bei so großer persönlicher Freiheit — mußte es da nicht hundertmal gegen einmal bei uns zum Ueberspruteln des Zornes und augenblicklichen Rachegefühles, zum Angriffe, zur Verwundung, zum Todtschlage kommen? Unter verweichlichten Völkern herrschen andere Mittel der Rache, als bei unverderbenen, gesunden und starken; und wo das Argusauge der Polizei alle Plätze und Winkel beherrscht, wo es keine Blutrache, sondern nur Jahre lange und kostspielige Kriminalprozesse gibt, da sind selbst unter der Hefe der Bevölkerung jene handgreiflichen und blutigen Satisfactionen seltener, als die geheimen und feigen.

Die Blutrache aber — freilich sagt man, sie sey kein Zeichen eines gesitteten und gesetzlich geordneten Zustandes. Nun, wir in diesem neunzehnten Jahrhundert — wir leben doch wohl endlich in gesitteten Verhältnissen, in gesetzlich geordneten Zuständen, und dennoch ist es uns bisher nicht gelungen, das Duell zu entfernen. Und ist dieses nicht eine Blutrache, nur in anderer Art? Unhistorisch wäre es aber, sich bei unseren Vorfahren die Fälle wirklich geübter Blutrache so sehr häufig zu denken; sie waren wohl nicht häufiger, als gegenwärtig die Duelle. Die Entrichtung des Wehrgeldes mochte weit aus das Gewöhnliche seyn, und indem dasselbe ungemein hoch angesetzt war, so bildete sich dadurch eine allgemeine Gewähr für die öffentliche Sicherheit.

Denn welcher besonnene Mann mochte sich so leicht einer Geldstrafe aussetzen,

wodurch er sein ganzes oder halbes Vermögen einbüßte? Wenn dem alten Deutschen seine bürgerliche Ehre das Höchste war, dieselbe aber auf dem Besitze freien Grundes und Bodens beruhte, so mußte dieses Band von Ursache und Wirkung seine Willkür mehr und fester an die Säule der gesetzlichen Ordnung fesseln, als es unsere heutigen Zucht- und Arbeitshäuser im Stande wären. Denn wo besaß ein Deutscher damals so viel baares Geld, um auch nur eine mittelmäßige Strafe damit zu entrichten? Es ging ihm daher an sein Vieh, an seine Güter, und kostete es bei einem hohen Wehrgelde seinen Grundbesitz, so hatte er seine bürgerliche Freiheit, und damit seine gemeine Ehre verloren; er war ein Heimathloser, ein Bettler, und man muß nur wissen, welcher Makel der Schande damals auf solchen Unglücklichen lastete, um zu begreifen, was dieses für eine mächtige Schranke der Gesetzlichkeit und Sicherheit war. Denn was blieb dem besitzlosen Freien endlich übrig, als seine Freiheit zu verkaufen, um in der Leibeigenschaft seinen Unterhalt und Schutz zu finden?

So wurde der heftigen Leidenschaftlichkeit der damaligen Deutschen eine starke Fessel angelegt, und im Uebrigen ist es bekannt, daß sie durch einen klaren Begriff des Rechtes, durch ein lebhaftes Gefühl der Billigkeit, wie durch die ganze Richtung ihres Sittenwesens mehr und sicherer auf dem Wege der bürgerlichen Ordnung festgehalten worden, als andere Völker durch die strengsten Gesetze. Der Unterschied des Wehrgeldes aber, indem es für einen freien Gutsbesitzer das Sechsfache von demjenigen für einen Leibeigenen betrag, verschwindet ebenfalls, wenn man bedenkt, daß jener der Vollbürger war, auf welchem alle öffentlichen Pflichten und Rechte ruhten, welcher eigentlich den bürgerlichen Staat bildete, und dessen Sicherheit ja vorzüglich auch die Sicherheit seiner Hintersaßen und Leibeigenen gewährte.

Betrachten wir aber die altdeutschen Gesetze noch von einem andern Standpunkte aus. Die Germanen waren schon von ihrer Abkunft her ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk. Als sie sich der deutschen Wälder bemächtigten, und sich darin eine zweite Heimath gründeten, mußte ihnen die Gewinnung von urbarem Grund und Boden das Erste seyn und das Wichtigste. Und um so höhern Werth mußte das bebaute Erdreich haben, je mühesamer es unter so vielen Hemmnissen der Elemente, wilder Thiere und hundertfacher Verhältnisse

hergestellt worden. Daher gründete sich auf das Landbesitzthum all' dasjenige, was zur Feststellung des neuen Staates nöthig war, Freiheit, Ehre, Recht und Gesetz.

Es gründete sich aber auf die Verbarung des Landes auch die Art und Weise der Ansiedelung. Denn nicht in große Ortschaften und Städte durften sich unsere Vorväter zusammen thun, wenn sie ihre Aufgabe lösen wollten — sondern auf einzelnen zerstreuten Höfen mußten sie leben, wie es die Lage ihrer Güter erforderte. So wohnten sie meistens weit auseinander, vielfach getrennt durch Berge, Wälder, Sümpfe und dergleichen. Mußte aber nicht eine solche Wohnweise ganz eigenthümliche Gesetze der Sicherheit erzeugen, weit andere, als sie das Beisammenleben in Flecken und Städten erzeugt? Jeder Hof wurde zur „eingefriedigten", zur sichern Burg gestempelt, jeder Hofbesitzer war sein selbstständiger Vertheidiger innerhalb seines „Friedens." Hiedurch wuchs das Gefühl der persönlichen Freiheit, wuchs der persönliche Muth und das ganze Mannesbewußtseyn zu einer Stärke heran, wovon wir in unseren Verhältnissen kaum noch einen Begriff haben können. War nun die Selbst- und Blutrache nicht eine nothwendige Folge von alle Dem? Diese freien, starken, unabhängigen Männer hatten sich aber, um einen ewigen Krieg Aller gegen Alle zu verhindern, in eine Gesammtschaft verbunden, welche einem Jeden seine öffentliche Sicherheit an Ehre, Gut und Leben verbürgte. Aus dieser gegenseitigen Verbürg- oder Gewährleistung war das Gesetz des Wehrgeldes entsprungen, welches nun den Uebergang zu einer vollkommenern bürgerlichen Verfassung bildete.

So waren die Begriffe der alten Deutschen von Freiheit, Ehre und Besitz, von Schande, Schuld und Strafe aufs Innigste mit ihrem Berufe als Verbarer des neu gewonnenen Vaterlandes verknüpft, und blieben es auch, so lange dieser Beruf vorherrschte. Er herrschte aber zur Zeit Karl's des Großen noch immer vor, und mußte es; denn lagen nicht ganz ungeheuere Strecken Landes, ganze Thäler und Hochebenen noch öde und menschenleer in den Gauen? Wo nun die schwere Arbeit des Landbaues die Hauptaufgabe eines Volkes ist, da bleiben diejenigen Gesetze die besten, welche mit ihm in dieser Arbeit aufgewachsen sind, seinen Sitten entsprechen, dieselben erhalten und von ihnen erhalten werden. Barbarische Gesetze ermangeln aber durchaus dieses Charakters, sie haben nichts

mit irgend einer Kultur gemein, sondern sind Produkte despotischer Willkür, oder sinnloser Aberglaubens, oder bordenmäßiger Rohheit.

Was den damaligen Gesetzen als ein Makel anhing, war ihre Anerkennung der Gottesurtheile, welche im Zweikampfe, in der Feuer- und Wasserprobe bestunden. Es wurde durch dieses abergläubische und grausame Mittel die Wahrheit eben so wenig entdeckt, als durch die erkauften Eidhelfer bestätigt. Man sah Beides wohl ein, und suchte jene zu beschränken, die Meineide aber zu vermindern, indem sie mit dem Verluste der Hand bestraft wurden. Einen ferneren Uebelstand erzeugte die Persönlichkeit der alten Gesetze. Es war ursprünglich ein Vorzug des Deutschen, daß er nicht anders, als nach seinem Stammesgesetz gerichtet werden konnte, der Burgunder zum Beispiel, ob er sich in Baiern, oder Schwaben, oder Sachsen aufhielt, überall nach dem burgundischen. Später aber, bei der vielfachen Vermengung der Stämme, mußte dieses zu vielfachen Mißständen führen, wie denn oftmals vor einem und demselben Gerichte vier oder fünf Leute stunden, wovon Jeder einem andern Gesetze unterlag.

Kirchliche Verfassung.

Die ersten Wirkungen der Einführung des Christenthums unter den Deutschen hatten sich theilweise wenig wohlthätig, ja selbst sehr verderblich erwiesen. Es konnte auch kaum anders seyn; denn wo ein Volk seine alten Götter abschwört und andere annimmt, da sind schon die Beweggründe so hundertfach von übler oder verwerflicher Natur, daß das neue Glaubensbekenntniß selten die Gewähr eines gewissenhaften Wollens und Handelns seyn kann. Noch schlimmer aber gestaltet sich diese Veränderung durch die Schwierigkeit, den wahren Sinn einer neuen Religion zu verstehen und sich in deren Geist hineinzuleben. Als der Deutsche dem Wodan entsagt hatte, begriff er noch lange das Evangelium nicht; sein alter Gott, mit dem das Innerste seines Herzens vertraut gewesen, war also aufgegeben und dafür noch kein anderer gewonnen — welch' ein Zustand für die Seele sinnenstarker Menschen, deren Moral auf die Macht angeborner Begriffe und Sitten gegründet war! Das Böse fand überall geöffnete Thore, und so lässet es sich erklären, wie die Periode des ersten Christenthums in Deutschland jene Verderbenheit oder Verirrung der Gemüther darbot, welche sich am merovingischen Hofe so Schauder und Ekel erregend konzentrirten.

Mittelbar dagegen, durch die kirchlichen Einrichtungen, wirkte das Christenthum wieder um so wohlthätiger auf die Zustände des Volks. Die Kirche

kontrolirte nicht nur überall die weltliche Gewalt, sondern bot hier den Opfern derselben eine rettende Zuflucht, und half ihr dort die öffentlichen Verhältnisse ordnen. Selbst auf die Urbarung des Erdreichs und Verbesserung der Landwirthschaft übte sie einen fördernden Einfluß, und in diesem Sinne war sie schon damals ein mächtiger Hebel der Kultur unseres Vaterlandes.

Die Christianisirung desselben hatte der heilige Bonifazius vollendet, und Karl der Große widmete der Regelung und Hebung des Kirchenwesens dieselbe väterliche Sorgfalt, wie der politischen Verfassung. Es bestunden zu seiner Zeit in Deutschland bereits die Erzbisthümer Mainz, Trier, Köln, Salzburg und Bisanz, und die Bisthümer Metz, Verden, Lüttich, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Konstanz, ferner Kur, Brixen, Passau, Augsburg, Regensburg, Freisingen, Eichstätt und Würzburg, endlich Osnabrück, Münster, Bremen, Paderborn, Minden, Hildesheim und Halberstatt. Daneben gab es schon damals eine nicht geringe Anzahl großer Abteien, wie Sankt Gallen, Reichenau, Lorsch und Korvei, und überall in den Gauen schon zahlreiche Pfarrkirchen.

Die Wahl eines Bischofs geschah in der Regel durch die Geistlichkeit und das Volk des betreffenden Sprengels; der König aber bestätigte sie und investirte den Gewählten mit Ring und Stab. Hiedurch war die bischöfliche Gewalt noch sehr von der königlichen abhängig, und der oberste Bischof zu Rom fing damals erst an, die seinige über die deutschen Kirchen auszubreiten. Jedes Erzbisthum umfaßte eine Anzahl Bisthümer, und jedes von diesen zerfiel in sogenannte Kapitel oder Dekanate, deren gewöhnlich zwei bis drei und vier in einem Gaue bestunden. In den geistlichen Sachen bildete der Dekan die erste, der Bischof die zweite, und der Erzbischof die dritte Instanz. Zur öffentlichen Verhandlung der kirchlichen Angelegenheiten wurden die Kapitelsversammlungen, die Provinzialsynoden und Nationalkonzilien gehalten. In Zivilsachen war die Geistlichkeit von der weltlichen Gerichtsbarkeit völlig ausgenommen, sie besaß ihre eigene. Alle, die Land- und Klöster-, wie die Domkirchen, hatten ihr Eigenthum an Gütern und Gilten, wovon die hohe und niedere Geistlichkeit lebte; zur Verbesserung ihres Einkommens aber verordnete Karl der Große den Zehenten. Jeder Grundbesitzer mußte den zehnten Theil der gewonnenen Feldfrüchte an die Kirche entrichten, wovon ein Viertel dem Bischof und eines der übrigen Geistlichkeit gebührte, eines

dagegen zu Almosen für die Armen und eines zur Unterhaltung der kirchlichen Gebäude verwendet wurde.

Es war ein großes Hemmniß der geistigen Kultur, daß die Kirche so schnell und übermäßig reich geworden; denn dieser Reichthum erzeugte Uebermuth, Schwelgerei und Trägheit. Die Dom- und Klosterstifte zogen den Erwerb weltlicher Besitzthümer ihren pflichtgemäßen edleren Bestrebungen nur allzusehr vor, und hätte Karl der Große durch seine Verordnungen nicht einen bessern Geist in der Geistlichkeit ausgesäet, so würden wir die schöne Periode, wo in Klöstern und Domstiften die Wissenschaft und Kunst zu einer freudigen Blüthe sich entfalteten, nicht in der Geschichte finden. Der Kaiser kannte die Mißbräuche und Uebelstände, welche in der Kirche und unter ihren Dienern herrschten. „Glauben die Bischöfe und Aebte", sagte er, „daß es für sie genug sey, sich vor dem Laienvolk dadurch auszuzeichnen, daß sie das Schwert nicht führen und keine Weiber haben? Hat Derjenige der Welt entsagt, und sich dem Himmel angetraut, der alle Mittel seines Amtes und alle Kunstgriffe seines Verstandes anwendet, um sich weltliche Macht, weltlichen Glanz und Reichthum zu verschaffen? Was soll man von Leuten denken, welche die Einfalt und Unwissenheit, die Namen und Gebeine der Heiligen, Himmel und Hölle dazu benützen, um Reich' und Arm' zu plündern, um dem Erben sein rechtmäßiges Antheil zu entziehen, ihn in's Elend zu stürzen, und dadurch zum Dieb und Straßenräuber zu machen?"

Die Geistlichkeit war damals beinahe allein im Besitze der Wissenschaft und ihrer Mittel, des Lesens und Schreibens. Dieses aber kann nur von einem Theile derselben gesagt werden; viele Priester, namentlich die Vorsteher der Landkirchen, lebten in einer Unwissenheit und Rohheit, worüber wir erstaunen müssen. Der von Karl dem Großen sehr geachtete Bischof Hatto von Basel sah sich durch den Verfall der Geistlichkeit seines Sprengels genöthigt, folgende Satzungen zu verfassen: „Ein jeder Priester soll das Vater unser lateinisch und deutsch auswendig wissen. Er soll wissen, was das Sakrament der Taufe, Firmung und des heiligen Abendmahles sey. Der Geistliche darf keine fremden Weibsleute bei sich beherbergen, und keine Leuthshäuser besuchen. Es ist ihm nicht erlaubt, auf die Jagd zu gehen oder öffentlichen Lustbarkeiten beizuwohnen. Er soll auch herumziehende Priester nicht aufnehmen und Messe lesen lassen, ohne Erlaubniß

des Bischofs. Welcher die Messe an unschicklichen oder zweifelhaften Orten lieſt, soll seines Amtes entsetzt werden. Der Pfarrer darf seine Gemeinde nicht verlassen, um Besuche zu machen, oder zu wallfahrten. Er soll auch keine Weibsleute, nicht einmal Nonnen am Altar ministriren lassen, er soll nichts anderes lesen oder singen, als was die katholische Kirche vorschreibt, und in den Bußauflegungen weder nach Haß noch Gunst verfahren. Das Volk soll er durch Beispiele aus der Natur und aus dem Leben zur Erkenntniß Gottes leiten, und ihm zeigen, was zum ewigen Leben oder zur ewigen Verdammniß führet."

Der Kaiser selbst mußte mehrere strenge Gesetze ergehen lassen, um die ausgeartete Welt- und Klostergeistlichkeit wieder auf einen besseren Weg zu bringen. Den Mönchen und Nonnen verbot er, ihre Zellen zu verlassen und herum zu schwärmen, sich dem Trunke und der Unzucht zu ergeben; den Domherren ferner, Wucher zu treiben, ein räuberisches, mörderisches oder sybaritisches Leben zu führen; den Bischöfen und Aebten aber, Jagdhunde, Falken und Possenreißer zu halten; der sämmtlichen Geistlichkeit endlich, dem Spiele und der Schmauserei nachzuhängen.

Aus alle Diesem ersieht man leichtlich, wie nöthig es war, daß Karl für die Verbesserung der Geistlichkeit seine größte Sorgfalt aufbot. Er bezeugte dem bessern, durch Tugenden und Gelehrsamkeit hervorleuchtenden Theile derselben stets die ehrendste und aufmunterndste Hochschätzung, und rief den übrigen unaufhörlich zu, sich durch frommen Wandel und Kenntnisse ihres hohen Berufes würdig zu machen und nachahmungswerth vor der Laienwelt auszuzeichnen.

Ueberſichtliche Wiederholung.

In den Zeiten, da Rom und Griechenland in der Politik, im Kriegsweſen, in Handel und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft ſchon das Höchſte der alten Welt erreicht hatten, lag das Herz von Europa, das weite Land zwiſchen den Alpen und der Nordſee, zwiſchen dem Rhein und dem böhmiſchen Gebirge, noch in ſeiner Kindheit. Ein Volk vom Stamme der Indogermanen hatte es eingenommen, ein kernhaftes, verſtändiges, gemüthvolles und dabei äußerſt tapferes Volk — die Deutſchen. Unverkennbar bewahrte daſſelbe noch die Spuren einer uralten höhern Kultur; aber lange Wanderungen, herbe Kämpfe und Mühen hatten ihm einen Anſtrich von Halbwildheit gegeben. „Seine Nahrung gewann es durch Jagd, Viehzucht und Ackerbau; ſeine Verfaſſung beſtund in einer gegenſeitigen, durch beſchworne Satzungen und öffentliche Gerichte, mit Ehre und Gut verbürgten Gemeinſchaft ſelbſtſtändiger Familien- und Markgenoſſen; ſein Staat in einem freien Bündniſſe verwandter Stämme und Länder; ſeine Religion endlich im Glauben an einen Gott des Segens und Verderbens, an ein Leben jenſeits des Grabes, eine ſtrafende und lohnende Vergeltung."

Jahrhunderte gingen darüber hin, bis dieſes Volk zwiſchen ſeinen Wäldern und Sümpfen ſich eingewohnt, unter wilden Thieren eine ſichere Stätte gewonnen, und dem rauhen Elemente eine zahme Frucht abgelockt hatte. In ſeiner kernhaften Natur lagen die Quellen einer ſchnellen Vermehrung, es mußte ſich ausdehnen.

neues Land gewinnen. Der inſtinktmäßige Zug drängte nach Weſten, nach dem Rheine zu. Dort aber hauste ſchon längſt ein anderes Volk, ein kultivirtes, Gewerbe und Handel treibendes, in reichen Städten und Flecken wohnendes — die Kelten. So traten jetzt ein halbnackter, aber durch Entbehrungen abgehärteter Jüngling inexhaustae pubertatis und ein wohlbewaffneter, gewandter, aber durch Alter und Genüſſe ſchon geſchwächter Mann gegen einander auf: es erhob ſich ein blutiger Zweikampf, und der Preis deſſelben war das weite, herrliche Rheinthal!

Kaum aber hatten die Deutſchen dieſen Preis ihrer Tapferkeit errungen, als ein neuer, kräftigerer, gefährlicherer Feind ihrem Fortſchritt ſich entgegenſetzte — der unterſetzte, breitſchulterige, wohlunterrichtete, wohlgeübte, marcialiſche, ſiegesgewohnte Römer! Ein in der Geſchichte kaum aufgetretenes, unerfahrenes, leichtgläubiges, aber durch ſeine jugendliche Unverderbtheit und Freiheitsliebe rieſenſtarkes Volk ſtieß ſofort mit den altgefürchteten, in allen Künſten der Liſt und Gewalt eingeweihten Welteroberern auf dem Kriegsſchauplatze zuſammen — wahrlich, die Tragödie dieſes Kampfes mußte blutig, großartig, erſchütternd ſeyn!

Und ſie iſt es geweſen, mehr als jemals eine. Ein halbes Jahrtauſend beinahe rangen das alte Rom und das junge Deutſchland um den Sieg, um Freiheit und Daſeyn. Da ſtürzte der römiſche Koloß endlich zuſammen, und die Deutſchen überſchwemmten ſeine Trümmer mit ihren Schaaren. Es iſt eine lange, wechſelvolle, den Betrachter ermüdende Reihe von Triumphen und Niederlagen: aber aus dem Gewirre der Liſt und Gewalt, aus dem Qualm des dünſtenden Blutes und der rauchenden Trümmer, aus dem Jammer des Elendes und Todes erheben ſich in ſtrahlender Glorie die Helden der ſiegenden Freiheit und Nationalität — Armin, Civilis, Knodomar, Alarich!

Hundert und zehn Jahre, nachdem die Heere der Kimbern und Teutonen auf römiſchem Boden durch römiſche Waffen vernichtet worden, vernichtete der jugendliche Cheruskerfürſt auf deutſcher Erde die Legionen des Varus, und vierhundert und zwanzig Jahre ſpäter, nachdem Germanicus die Ehre Rom's wieder hergeſtellt, nachdem Civilis und Knodomar für die Freiheit der Ihrigen gefallen, nachdem die Markomannen, Alemannen, Franken, Sachſen, Thüringer und Gothen in großen Bündniſſen gegen die Unterdrücker ſich erhoben, nachdem die

große Völkerwanderung alle Verhältnisse der alten Welt erschüttert — überstieg der jugendliche Gothenkönig die Mauern des stolzen Rom'

Jetzt herrschten in Italien, in Gallien, in Spanien, auf der britischen Insel und an der Nordküste Afrika's überall die Deutschen; das römische Weltreich zerfiel, und eine Reihe neuer bildeten sich sofort aus dem keltisch-römischen und germanischen Elemente. Daheim aber, im alten, so mühsam angebauten, so blutig vertheidigten und theuer bewahrten Vaterlande, sahen wir die Sachsen, Friesen, Thüringer, Baiern, Schwaben und Ostfranken ihre Sitze befestigen, ihre Gränzmarken berichtigen und ihre Verhältnisse sichern, während die Westfranken unter dem Jünglinge Chlodwig eine neue Monarchie gründen, welche der römischen gefolgt ist.

Und wie einst neben der römischen Monarchie, so stunden auch jetzt die unabhängigen Stämme der Deutschen neben den fränkischen, und obwohl sich dieselben ihr anschließen mußten, so errang das deutsche Element dennoch wieder den Sieg. Karl der Große, der Höhepunkt dieser Monarchie, ist ein völlig deutscher Fürst, von Geburt, Gesinnung und Bildung, und die römische Kaiserkrone, welche er erworben, ging nicht auf die französischen, sondern auf die deutschen Könige über.

Dieses ist in ihren Hauptzügen die äußere Geschichte der Deutschen von ihrem Beginne bis zur Gründung des christlich-germanisch-römischen Reiches. Die innere beginnt mit den großen Bündnissen oder Eidgenossenschaften, welche die Folge der römischen Angriffe auf die deutsche Freiheit waren. Denn durch diese Bündnisse kam erst ein nationales Bewußtseyn in die verschiedenen Stämme, und sie sind auch Hauptgrundlage des späteren Reiches geworden. Die nationale Freiheit hatte an ihnen erst den rechten Haltpunkt erhalten, und es entwickelte sich aus ihnen ein höherer Nationalgeist. Die Deutschen waren dadurch ihrer politischen Kindheit entwachsen, sie traten in eine mannbare Jugend, die mit Bewußtseyn und nach Grundsätzen ihren Zweck verfolgt.

Alsdann trat durch die Annahme des Evangeliums eine wesentliche Veränderung in das innere, wie äußere Leben der Deutschen. Die Verschmelzung der ererbten Begriffe mit den Ideen des neuen Glaubens, die Verbindung

germanischer Kraft mit christlicher Bildung — sie wurde ja das Element, aus welchem die ganze abendländische Kultur hervorging. Bei dem Glauben an die alten Götter wäre der Deutsche auch auf seiner alten Stufe verblieben; durch das Christenthum erhob er sich aber auf seine wahre Höhe, entwickelte dort sein reiches, tiefes Gemüthsleben, seinen schwungvollen, herrlichen Geist, und erreichte an innerer Kultur eine Höhe, wie noch kein anderes Volk. Doch aber geschah dieses erst nach einer traurigen Uebergangsperiode, wo während Wodan aus dem Herzen unserer Väter verbannt worden, ohne daß der Heiland es sobald gewonnen hätte.

Die dritte wichtige Veränderung der innern Geschichte Deutschlands ist der Zerfall des Allodialismus. Vor den Römerkriegen beherrschte er alle Verhältnisse; durch die Gesetzgebungen aber und die Eroberungen neuen Landes mischte sich noch ein anderes Element in das reine Grundbesitzthum, jenes Element, aus welchem sich später der Feudalismus entwickelt hat. Der Kampf zwischen beiden war auch ein langer und trauriger, und erzeugte in Verbindung mit den nächsten Folgen der Christianisirung Deutschland's die schmerzliche, durch Gewalt und List, Treulosigkeit, Verrath und Unterdrückung, Rohheit und Ausschweifung bezeichnete Gährung, welche unter den Merovingern und Karolingern im deutschen Leben stattgefunden, während eben das Christenthum vermöge der Kirche, der Feudalismus vermöge des strengen Lebenssystems, wieder ordnend und fördernd auf die öffentlichen und Privatverhältnisse einwirkten.

In der Wirkung, welche der Feudalismus auf den Grundbesitz hatte, liegen ferner die Keime des Adels, als eines mehrfach abgestuften privilegirten Standes der Nation, gleichwie sich auf der andern Seite durch die Kirche eine ebenso privilegirte Geistlichkeit herausbildete. Dergestalt trennte sich die ursprünglich wenig verschiedene Masse des freien Volkes in drei Hauptklassen, wovon die unterste, diejenige der Hintersaßen und Leibeigenen, die zahlreichste war, aber auch die gefesselte und belastete, die am Schollen klebende, zur Arbeit und Entbehrung verdammte!

So finden wir Deutschland und die Deutschen in den Tagen, als Karl der Große die Krone der römischen Kaiser empfing. Am Rhein, an der Donau und an der Ostsee blühten mehrere reiche Städte; andere, weniger bedeutende, lagen in

den besten Gegenden der weiten Gaue. Diese Städte waren geziert mit Dom- oder Klosterkirchen; sie hatten bürgerliche Verfassungen, hatten Märkte und Münzstätten, Handelsleute und Handwerker, und waren geschützt durch Mauern und Gräben. Auf dem Lande dagegen wohnte das Volk in zerstreuten schlechten Hütten neben seinem Vieh; hin und wieder hatte sich um eine Pfarrkirche, um eine Kapelle, ein Flecken oder Weiler gebildet, oder auch um einen königlichen Maierhof, wo zuweilen eine steinerne Pfalz mit ihrem Saal und ihren Gemächern sich erhob. Auf den Vorhügeln des Gebirges ragten feste Thürme empor, welche die Grafen und Dynasten meist aus römischen Trümmern erbaut hatten, und von wo sie das umliegende Land beherrschten. Einsam aber, in einem Walde oder Thalgrund, wie verborgen vor dem Lichte der Welt, ruhte da oder dort eine Mönchs- oder Nonnenzelle mit ihrem Münster. Zwischen all den bewohnten Gegenden dehnten sich noch viele öden Plätze und oft ungeheuere Waldungen aus, und die Gaue waren nur spärlich von Straßen oder Wegen durchkreuzt.

Dieses war ohngefähr der Anblick Deutschland's vor achthundert Jahren — und jetzt ist es ein Garten voll prächtiger Städte, voll schöner und großer Dörfer, fast nur zu zahlreich bewohnt, ein Garten — nicht mehr blos allenthalben von herrlichen Straßen, sondern theilweise schon von Eisenbahnen durchschnitten. Und diese schönen Gaue sind nicht mehr ausschließlich im Besitze geistlicher Stifte, hohen und niedern Adels — der Landmann besitzt wieder sein freies Eigenthum, und zwischen ihm und jenen einst allmächtigen Ständen ist ein vierter aufgewachsen und allmächtig geworden, der Bürgerstand. Ahnt Ihr die Zukunft Deutschland's, welche jetzt im Werden ist?

Hier befinden wir uns am geeigneten Orte, unsern Blick von dem bisher beschriebenen Zeitraum der deutschen Geschichte zum Schlusse noch auf die zwei folgenden zu werfen, welche durch die Periode der Reformation und diejenige der Auflösung des Kaiserthums begrenzt sind.

Wir sehen während der langen Reihe dieser Jahrhunderte das Kaiserthum unter den Hohenstaufen seinen Glanzpunkt erreichen, aber alsdann mehr und mehr seinem traurigen Zerfalle entgegen eilen; wir sehen die Fürsten aus diesen Reichsbeamten allmählig zu souveränen Landesherren und tyrannischen Selbstherrschern heranwachsen; wir sehen die Geistlichkeit übermäßig reich werden,

und in demselben Grade brutal, unwissend und unduldsam; wir sehen den Adel durch sein Lehnwesen in immer wildere Rohheit, wie durch seine Ausschweifungen in immer tiefere Verschuldung fallen; wir sehen das Landvolk um die letzten Reste der alten Freiheit kommen, und unter ein eben so drückendes als schmähliches Joch der Knechtschaft gerathen — also überall ein trauriger Gang der Entwicklung, ein Gang des Verfalls!

Und dennoch geschah im Ganzen ein ungeheurer Fortschritt. Denn während jene Formen und Zustände morsch wurden und faul, entwickelte sich neben ihnen ein junges, gesundes, kräftiges Leben — ja, ein Leben, welches innerlich reicher und großartiger ist, als es jemals ein Volk besessen. Das Höchste, was die menschliche Gesellschaft erreichen kann, bleibt der freie, geordnete, kultivirte Staat, und das volle Bewußtsein desselben in seinen Bürgern. Die Germanen erfreuten sich einer ungemeinen Freiheit, und das Kaiserreich war ein Gebäude im alten kolossalen Styl; aber die rechte Staatsidee, deren möglichste Verwirklichung allein das große Wundermittel ist, die Freiheit, die Kultur und Nationalität, den Wohlstand und das Glück eines Volkes recht zu fördern und für die Dauer zu erhalten — diese Staatsidee lag nur halb, nur dunkel und verworren in jenen früheren Zeiten; hervorgetreten und gereift ist dieselbe erst durch das Städtewesen und das römische Recht in Deutschland.

Wie sonderbar, dasselbe Volk, welches aus Freiheitsliebe die Städte gehaßt hatte und jenes fremde Recht, gehaßt mit der ganzen Glut seiner Seele, sollte nicht anders, als gerade durch diese beiden Institute zu seiner wahren Ausbildung und Größe gelangen! Wie aber konnte sich der hartnäckige Deutsche mit ihnen befreunden? Wie konnte er sie aufnehmen in sein auf ganz andern Fundamenten beruhendes Staatsleben? Wie konnte er sie mit so vieler Liebe und Bevorzugung pflegen, um ihnen solch' mächtigen Einfluß zu verleihen? Wir würden diese Fragen falsch beantworten, wenn uns nicht die Christianisirung Deutschlands den Schlüssel zu ihrer Lösung böte.

Durch die christliche Kirche ganz besonders hat Deutschland jene Institute erhalten. Denn waren es nicht die Bischöfe, welche ihre Wohnorte zu Städten erhoben? Ein Bischofsitz war ausgenommen von weltlicher Gewalt, er war privilegirt durch eigene Freiheiten und Rechte; er erfreute sich seines gebeiligten

Weichbildes, seiner selbstständigen Municipalverfassung. Und nach dem Muster dieser Metropolitanstädte bildeten sich die übrigen, welche später von Königen und Fürsten gegründet wurden. So wuchsen während des traurigen Verfalles der gemeinen Volksrechte durch die Anmaßungen der Fürsten und des Adels überall zahlreiche Schirm- und Pflegerte der bürgerlichen Freiheit heran, wurden die Zufluchtsorte des bedrängten Landbewohners und die Stützen des öffentlichen Friedens.

Freilich auch die Städte verfielen der allgemein herrschenden Seuche aristokratischer Regierungsgewalt; allein, das gesunde Element ihres Lebens stieß diese faulen und giftigen Stoffe aus — die Zünfte errangen den Sieg über die Patrizier, und jetzt erlebte das Städtewesen seine Wiedergeburt zur eigentlichen und wahren Bürgerfreiheit.

Auf dem Boden des reinen deutschen Rechtes waren die Städte aber eine Unmöglichkeit; sie bedurften zu ihrer Entstehung und Ausbildung des römischen — und dieses, wer verpflanzte es nach Deutschland, wer erhielt es da? Wer anders, als vorzüglich wieder die Kirche! Dann kamen die Hohenstaufen und sanktionirten dasselbe, und von dem an trat es in Deutschland allenthalben neben das einheimische. Von der glücklichen Verschmelzung beider in den Stadtverfassungen ging man weiter und weiter, und die Juristenfakultäten auf den Universitäten verschafften dem römischen Rechte dasjenige Ansehen und Uebergewicht, welches nöthig war, um die Deutschen aus dem Chaos ihrer Verfassungszustände zum klaren Begriffe des wahren Staats und der ächten staatlichen Freiheit zu führen.

So war denn hauptsächlich das Städtewesen der Träger dieses Begriffes, und eben durch denselben übte es auf die Entstehung und Fortbildung des Ständewesens einen Einfluß, ohne welchen ein solches durch die bloßen Barone und Prälaten wohl schwerlich aufgekommen wäre. Man weiß ja zur Genüge, was für eine wichtige, immer die wahren Staatsgrundsätze verfolgende Rolle die Städte bei den verschiedenen Landständen der frühern Zeit gespielt haben. Durch ihre freiheitlichen Verfassungen, durch ihre zahlreichen und mächtigen Bündnisse waren sie auf den politischen Schauplatz getreten, und wurden jetzt der Held des Geschichtdramas.

Es stellt sich daher jene große Erfahrung auch hier wieder glänzend heraus, daß die christliche Kirche durch ihre eigenthümliche Vermittlung der altklassischen mit den germanischen Elementen die Begründerin der modernen Kultur geworden. Die größten und erfreulichsten Ergebnisse des römischen Lebens verdanken sich mit den herrlichen Kräften des Deutschen, unter der reinigenden und hebenden Einwirkung der göttlichen Wahrheiten des Evangeliums. Das war der Fortschritt und die Frucht der Jahrhunderte seit Karl's des Großen Zeitalter.

Getröstet dürfen wir also auf ihre traurigen, oft blutigen und gräuelvollen Kämpfe zurückblicken. Die Zeit will ihre Opfer haben — so sind die reichen Abteien und Domstifte verschwunden, so die stolzen Burgen in Trümmer gesunken, so endlich die deutsche Kaiser- und Königskrone untergegangen; aber ein heilsamer Geist hat sich aus diesen Hinfälligkeiten emporgerungen, ein Geist der Menschlichkeit, der gesellschaftlichen, bürgerlichen Freiheit, ein Geist des mächtigsten und edelsten Fortschrittes, welcher es vergessen läßt, wenn öfters noch die Dämone der alten Nacht und Knechtschaft das Vaterland durchschleichen, um die sprossende Blüthe zu hemmen; welcher es erträglich macht, wenn da und dort etwa noch die faktische Gewalt sich breit dehnt und dem Rechte der Zeit den Weg versperrt; wenn da und dort etwa noch deutsche Bürger durch unmännliche Feigheit und Feilheit die Würde dieses Namens beschimpfen — welcher all' das erträglich macht, indem er der patriotischen Seele jenen großen und schönen Schwung verleiht, womit sie in Ueberzeugung hofft und in Beharrlichkeit anstrebt.

In derselben Verlagshandlung sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Le Sage, historisch-genealogisch-geographischer Atlas. Deutsch bearbeitet von Alexander von Dusch. 44 Karten und Tabellen. Neuer wohlfeiler Abdruck. Imperial-Folio. Geh. 8 Rthlr.; 14 fl.

Leber, A., Handbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. I. Abth. gr. 8. 21 gGr.; 1 fl. 30 kr.

Pitschaft, J. A., der wohlmeinende Familienfreund, oder Gesundheitslehre für die Jugend aller Stände, besonders auch für Gewerbs- und Sonntagsschulen. 8. 6 gGr.; 24 kr.

Schiller's Don Carlos Infante of Spain. A dramatic Poem, translated from the German into English heroic metre by *J. Towler*, Mem. St. John's Coll. Cambridge. 8. 21 gGr.; 1 fl. 30 kr.

Towler, Joh., My Early Days. An English Reading Book particularly adapted for the instruction of German Youth of both sexes. Meine Jugendzeit. Ein englisches Lesebuch zum Gebrauch der Jugend beiderlei Geschlechts in Schulen und beim Privatunterricht. Mit einem Wörterbuche. 8. 16 gGr.; 1 fl. 12 kr.